

# Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

## Inhalt:

	Seite
Dichtung und Wahrheit . . . . .	385

---

Nachdruck verboten.

Er erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1916.

**Abonnementpreis** (vierteljährlich 13 Nummern) M. 5.—, pro Jahr M. 20.—; unter Kreuzband bezogen, Deutschland und Oesterreich M. 5.55, pro Jahr M. 22.60; Ausland M. 6.30, pro Jahr M. 25.20. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten entgegen sowie der **VERLAG DER ZUKUNFT, BERLIN SW. 48, Wilhelmstr. 34, Fernspr. Lützow 7724.**

**Alleinige Anzeigen-Aannahme** der Wochenschrift „Die Zukunft“ nur durch **Max Kirstein,** Berlin SW. 68, Markgrafenstr. 59. Fernsprecher Amt Zentrum 30 879 u. 10 810.

## Dresden - Hotel Bellevue

Weitbekanntes vornehmes Haus mit allen zeitgemässen Neuerungen

### Fürstenhof Carlton-Hotel

Das Vollendetste eines modernen Hotels.

== Frankfurt a. M. ==

Gegenüber dem Hauptbahnhof, linker Ausgang.

Weinstuben

# Mitscher

Französische Straße 18

Krebse  
Vorzügliche  
Küche

Zentrum 2281

## Berlin-Weinrestaurant Willys-Berlin

Frühstück von 12—4 Uhr :: Fünf-Uhr-TEE :: Abends n. d. Karte

Vornehme  
Konzerte.

Kurfürstendamm 11

Vornehme  
Konzerte.

Kurfürsten-  
damm 235

# „Königin“

Kurfürsten-  
damm 235

## Weinrestaurant I. Ranges

Täglich Konzert

□□

Täglich Konzert

## Berliner Zoologischer Garten

Grossartigste Schenswürdigkeit der Welt!  
Grösste u. schönste Restaurationsanlage der Welt!

**Täglich grosses Konzert.**

Neu! **AQUARIUM** mit Terrarium  
u. Insektarium.



Berlin, den 23. September 1916.

## Dichtung und Wahrheit.

Am August, als ich vor der Hoffnung auf nahe Hochzeit vla-  
mischen und deutschen Geistes gewarnt hatte, schrieb mir aus  
Belgien ein Deutscher, diese Hoffnung sei nicht, wie man im Reich  
glauben möge, nur ein Dunstgebild. „Was Sie unwahrscheinlich  
dünkt, ist: Manche Vlamen möchten sich um unsere Sache schaaren,  
weil sie erkennen, daß ihrem Stamm Frühling, nicht düsterer  
Winter, tagt und die Stunde schlug, die zwischen Germanen und  
Galliern den uralten Erbstreit über das Lotharingerreich schlichtet.  
Je länger wir, mit der von Ihnen so oft empfohlenen Regierung  
gerechter Vernunft, im Land sitzen, desto breiteren Anhang wird  
diese Empfindung werben.“ Hoffnung ist in Nothstand ein will-  
kommener Hausgenosse. Nur darf ihr Trostlied niemals die Er-  
fahrungslere überschallen, daß jedes Volksempfinden vielstimmig  
ist und den trügen muß, dessen Ohr aus der Polyphonie nur einen  
Ton, den ihm liebsten, ausnehmen will. Zehntausend französische  
Schollenpflüger, hunderttausend Musikkürwürden jedes leidliche  
Kriegsende wie höchste Himmelsnade bejubeln und in Englands  
Altadel und Gentry ist ein ganzer Schwarm in die Ueberzeugung  
gelangt, daß Staatsnothwendigkeit, lauter noch als Menschlich-  
keit, befehle, sinnloses Wüthen schnell zu enden und den Selbst-  
mord Europas zu hindern. Dennoch dürfen wir uns nicht in dem  
Sreibhaus des Wahnes verzärteln, die drei Hauptmächte seien  
zu raschem Friedensschluß bereit; auch nur zu einem, der uns,

an Besitz und Schaffensmöglichkeit, wiedergiebt, was wir bis in den Sommer 1914 hatten. Noch sind Männer vom Schlag der Plohd George und Miljukow, die den Puls ihrer Nationen fühlen, des Sieges, eines, freilich, mühsam zu erringenden, gewiß; noch verpfändet der Kette Clemenceau mit Handschlag jedem fragenden Bauer sein Wort: „Wir kriegen sie unter.“ (On les aura). Daß mancher Blame sein Vlaanderland gern, als freien Bundesstaat, in das Gefüge des Deutschen Reiches eintreten und vom Druck wallonischer Vormundschaft erlöst sähe, habe ich nie bezweifelt; nur, daß so vereinzelte Wünsche gegen den Gesamtwillen aufzukommen vermögen, dem der Wallone ein hochfahrender Stiefbruder, der Deutsche seit gestern der Erzfeind ist. Die wichtigste Anklage, die schrillsten Flüche hörten wir aus dem Munde der Vlamen Rufferath, Huyßmans, Maeterlinck, Vandervelde, Verhaeren, Warweiler. Ein Vlamenproß ist der in Holland lebende Herr Raemaekers, dessen wilden Deutschenhaß strohende Phantasie im Bund mit ungemein starker, manchmal genialischer Bildnerkunst bedient und dessen Zeichnungen (ein in London erschienener Prachtband hat sie vereint) dem Ruf deutschen Wesens mehr als alles Druckwert geschadet haben. Ein Blame wars auch, der mir im August schrieb, die Warnung vor dem Hoffen auf vlamische Hilfe sei „nicht ganz so dumm, wirke auf den Psychologen nicht ganz so lächerlich wie das Meiste, was aus Deutschland vernehmbar werde. Wenn der Boche nur den Versuch aufgeben wollte, irgendein fremdes Volk und besonders uns Belgier zu verstehen! Vlamen und Wallonen wollen zusammenbleiben; ihr Hauszwist ist ihre Sache, in die Ihr nicht hineinzureden habt. Einem Geschenk von Eurer Gnade würdeste (ein paar elende Geschäftchenmacher zählen nicht mit) den Tod, die Vernichtung ihres Staates und Volksthumes vorziehen. Denn selbst die lange geblendete Sippe weiß jezt, daß die im Reich des alten Gottes so herrlich, organisirten Germanen ihre schlimmsten Feinde sind, stets waren und immer sein werden. Und zerschöffet Ihr alle Mauern, Städte, Dörfer, Haus vor Haus, unseres Landes: niemals könntet Ihr sehen, was auf unserem Boden, in unserer Seele ist, niemals den Geist des alten Niederlandes noch den Sinn belgo-französischer Renaissance begreifen.“ Niemals den Hirnwillen und die Seelenvorstellung der Welt, die von Jan und Hubert van Eyck, von Rubens und Van der Goes,

von dem Schwärmer Ruyssbroef und dem Augenschlemmer Jordaens Unverlierbares empfing? Hier lebte stets Germaniens Seelchen: flatternde Einbildnerkraft; lebt heute noch wie in der Zeit, da unter dem goldenen Drachen der Wetterfahne im genter Belfried die Rolandsglocke hing, die Karl der Fünfte seiner Vaterstadt nahm, weil sie ihm eine Steuer geweigert hatte. Sind die Gethoud, Verberghe, Rodenbach, Verhaeren deutschem Weltgefühl nicht näher als französischem? Haben die Wamenlegenden und der Mienpiegel Karls de Coster in Gemanengebächtniß nicht tiefere Furchen gezogen als je in Gallierbewußtsein? Und sind nicht Maeterlincs feinste Dramen, die von der Pariser-nase nur, wie anderer eingeschleppter Kunstduft, berochen worden waren, nach des Dichters eigenem Geständniß erst auf deutscher Erde in wirkendes Leben erstanden? Sollte diese Beachtung und Achtung etwa Ueberfall und Eroberung vorbereiten? Ich greife nach einem fünf Vierteljahrhunderte alten Werk; nach Schillers „Geschichte des Abfalls der Vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung“. Zeugt es von unüberbrückbarer Fremdheit oberdeutschen und niederländischen Wesens? „Eine der merkwürdigsten Staatsbegebenheiten, die das sechzehnte Jahrhundert zum glänzendsten der Welt gemacht haben, dünkt mich die Gründung der niederländischen Freiheit. Wenn die schimmernden Schatten der Ruhmsucht und einer verderblichen Herrschbegierde auf unsere Bewunderung Anspruch machen: wie viel mehr eine Begebenheit, wo die bedrängte Menschheit um ihre edelsten Rechte ringt, wo mit der guten Sache ungewöhnliche Kräfte sich paaren und die Mittel entschlossener Verzweiflung über die furchtbaren Künste der Tyrannei in ungleichem Wettkampf siegen. Groß und beruhigend ist der Gedanke, daß gegen die trotzige Anmaßung der Fürstengewalt endlich noch eine Hilfe vorhanden ist, daß ihre berechnestien Pläne an der menschlichen Freiheit zu Schanden werden, daß ein herzhafter Widerstand auch den gestreckten Arm eines Despoten beugen kann. Nirgends durchdrang mich diese Wahrheit so lebhaft wie bei der Geschichte jenes denkwürdigen Aufbruches, der die Vereinigten Niederlande für immer von der spanischen Krone trennte: und darum achtete ich es des Versuches nicht unwerth, dieses schöne Denkmal bürgerlicher Stärke vor der Welt aufzustellen, in der Brust meines Lesers ein fröhliches Gefühl

seiner selbst zu erwecken und ein neues unverwerfliches Beispiel zu geben, was Menschen wagen dürfen für die gute Sache und ausrichten mögen durch Vereinigung. Das Volk, welches wir hier auftreten sehen, war das friedfertigste dieses Welttheiles und weniger als alle seine Nachbarn jenes Heldengeistes fähig, der auch der geringfügigsten Handlung einen höheren Schwung giebt. Ueber diesem Volk hängt die schwere Zuchttruthe des Despotismus; eine willkürliche Gewalt droht, die Grundpfeiler seines Glückes einzureißen; eine Tyrannei ohne Beispiel greift Leben und Eigenthum an. Der verzweifelnde Bürger, dem zwischen einem zweifachen Tode der Weg gelassen wird, erwählt den edleren auf dem Schlachtfeld. Ein wohlhabendes, üppiges Volk liebt den Frieden; aber es wird kriegerisch, wenn es arm wird. Jetzt hört es auf, für ein Leben zu zittern, dem Alles mangeln soll, warum es wünschenswürdig war. Ein feierlicher Spruch der Nation entsetzt den Tyrannen, Philipp den Zweiten, des Thrones; der spanische Name verschwindet aus allen Gesetzen. Jetzt ist eine That gethan, die keine Vergebung mehr findet. Die Republik wird fürchterlich, weil sie nicht mehr zurück kann. Faktionen zerreißen ihren Bund. Selbst ihr schreckliches Element, das Meer, mit ihrem Unterdrücker verschworen, droht ihrem zarten Ansarg ein frühzeitiges Ende. Sie fühlt ihre Kräfte der überlegenen Macht des Feindes erliegen und wirft sich bittend vor Europens mächtigste Throne, eine Souverainetät wegzuschicken, die sie nicht mehr beschützen kann. Endlich und mühsam (so verächtlich begann dieser Staat, daß selbst die Habsucht fremder Könige seine Blüthe verschmähete) drängt sie ihre gefährliche Krone einem Fremdling auf. Aber einen Verräther gab ihr in diesem neuen Landesvater das Schicksal. Das scheint gegen sie vollendet, mit Wilhelm von Oranien ihr rettender Engel geflohen: aber das Schiff fliegt im Sturm und die wallenden Segel bedürfen des Ruderer's Hilfe, nicht mehr. Die Geschichte der Welt ist sich selbst gleich, wie die Gefahr der Natur, und einfach wie die Seele des Menschen. Die selben Bedingungen bringen die selben Erscheinungen zurück. Auf eben dem Boden, wo die Niederländer ihrem spanischen Tyrannen die Spitze bieten, haben vor fünfzehnhundert Jahren ihre Stammväter, die Batavier und Belgen, mit ihrem römischen geringen. Gestehet, Batavier (so redet Claudius Cöll's seine Mit-

bürger an), wird uns von diesen Spaniern nicht als dienstbaren Knechten begegnet? Ihren Beamten und Statthaltern sind wir ausgeliefert, die, wenn unser Raub, unser Blut sie gesättigt hat, von anderen abgelöst werden, welche die selbe Gewaltthätigkeit, nur unter anderem Namen, erneuen. Jetzt ist der Augenblick unser. Nie lag Rom darnieder wie jetzt. Wir haben Fußvolk und Reiterei; Germanien ist unser und Gallien lüstern, sein Joch abzuwerfen. Die Götter halten es mit dem Tapfersten.' Der selbe Kampfplatz erzeugt den selben Plan der Vertheidigung. Die selbe Fruchtbarkeit des Geistes in den Heerführern beider Zeiten läßt den Krieg eben so hartnäckig dauern und beinahe eben so zweifelhaft enden; aber einen Unterschied bemerken wir doch: die Römer und Batabier kriegen menschlich, denn sie kriegen nicht für die Religion. Im Schoß des glücklichen Brabantis wird die Freiheit geboren, die, noch als Kind ihrer Mutter entrisen, das verachtete Holland beglücken soll. Aber das Unternehmen darf uns darum nicht kleiner erscheinen, weil es anders ausschlug, als es gedacht worden war. Der Mensch glättet und bildet den rohen Stein, den die Zeiten herbeitragen; aber die Weltgeschichte rollt der Zufall."

Ehe das Buch, durch das alle vierundvierzig Belfriedsflöppel hallen, für die Michaelismesse des Jahres 1788 gesetzt, gedruckt und sauber gebunden wurde, hatte Goethe auf römischer Erde das Gedicht vollendet, dessen Reim zwölf Jahre zuvor aus der selben Historienzone in den Schoß seines Bildnergeistes geweht worden war. Zeugt auch der Egmont nicht von der Verwandtschaft deutscher mit niederländischer Menschheit, nicht von dem Verständniß, das an Main und Elm für das an Maas und Schelde Gewollte und Empfundene in enger Stille gereift war? Der Anzeige, die eine Auffrischung des liebenswürdigsten aller politischen Dramen im berliner Hoffchauspielhaus verhieß, konnte ich nicht widerstehen. Vielleicht blühte hier eine Insel, in deren Hain die vom rauhen Gleichklang des Kriegsgeschreies müde Seele für ein paar Stunden sich retten durfte. Seltsam, wie fern den Leitern und Spielern unserer Bühnen alles Staatliche, noch heute, ist; als wäre es lästiges Beiwerk, an dem sie rasch vorüber, „in's Reimenschliche“, müssen: so behandeln sie es fast immer. Der spanische Philipp und die schottische Maria, Burleigh und Octavio, Wallenstein und Questenberg verzweigen zu „Privatpersonen“

mit launisch gezeichnetem Schicksal; und der Bau, das Leben und Vergehen der Staatsaktion wird nirgends sichtbar. Keinen lehrt dieses Hoffchauspiel, daß um Ungeheures gehadert wird; daß zwei Nationen, zwei Religionen einander zornig berennen und jede schwüre, nur auf dem Grab der anderen wölbe sich ihr zureichender Athemraum. Alba ist ein grämlicher Censor aus kleinem Aemtschen, dens juckt, den Ullmachtgrat des Belagerungszustandes zu erklimmern und einen großen Herrn zu rüffeln, zu zausen, hinter Eisengitter zu schicken. (Und dem der Obercensor nicht erlaubt, seinem „natürlichen Sohn“ zu enthüllen, daß Leichtsinns die Mutter dem Feldherrn Philipp „unbedingt in die Arme geliefert“ hatte. So unzart spricht ein Edelmann nicht auf dem Hoftheater. Immerhin wäre denkbar, daß der manierliche Herr von Goethe solche Roheit gewollt hat.) Macchiavelli hat kein Antlitz; ist weder gewissenlos Handelnder noch zu Hieb und Stich tüchtiger Dialektiker. Die Regentin eine schlaue, mit vorgeschobenem Kinn, schlaffen Schultern und dem Lauererschritt einer von Lustmüden Löwin umherschleichende Dame, von flinkem Geist und bewußtem Plaudertalent; wenn sie, mit gehobenen Achseln und Brauen, die Abdankung ihres Vaters erwähnt, meint der Hörer, da müsse sich wohl gar um den Vorfiz in einem feinen Ausschtrath gedreht haben. Doch dieser Vater war Karl der Fünfte, Deutscher Kaiser und König von Spanien. Dem gebar das von seiner Gnade umfangene Fräulein van Geest (1522) Margarete. Einem Medici, dann einem dreizehnjährigen Farnese ward Karls Tochter vermählt; einem Knaben die Zwitterprinzessin, die wie ein Mann schritt, ritt, jagte, keine Anspannung der Körperskraft scheute und nur einem Adamssohn, dem edel züchtigen Ignatius Loyola, blind gehorsam war. „Die Natur, deren sie durch Grenzverletzungen gespottet hatte, rächte sich endlich auch an ihr durch eine Männerkrankheit, das Podagra. Unter den Bußübungen, womit sie ihre Eitelkeit kreuzigte, ist eine der merkwürdigsten, daß sie in der Karwoche jedes Jahres einer gewissen Anzahl Armer, denen auf das Schärffste untersagt war, sich vorher zu reinigen, eigenhändig die Füße wusch, sie bei Tisch wie eine Magd bediente und mit reichen Geschenken entließ.“ Wars der Dame im teagown zuzutrauen? Die hatte nie an dem stahlblanken Verstande des Bischofs von Urras, der als Metropolit der Niederlande Kardinal Granvella hieß, ihres Willens Zünglein ge-



weht noch je einem Staatsrath vorgelesen. Als hispano-niederländischer Mischling mußte Margarete aus der Welt Philipps in Oraniens den Weg weisen, zwischen Velazquez und Rubens mit dem erworbenen Schimmer ihres Wesens die Regenbogenbrücke schlagen. Im Hofspiel braucht sie nicht (der klug das Handwerk meisternden Darstellerin wäre das Ziel erreichbar gewesen): denn hier leuchten die zwei Welten nicht auf; und auch das dritte Element, der Jan Steen, ist kaum zu spüren. Der größte Aufwand trägt nur da Kunstzins, wo ein Schöpfer ihn in den Dienst weisen Planes gezwungen hat; wo Atmosphäre gezeugt, ein mächtiges Schicksal, von der Wurzel bis in den Wipfel, von Herrscherhand nachgestaltet, in Licht und Dunkel gekleidet worden ist. Doch (ich will heute nicht Schauspielkritik schreiben) der Gang reut mich nicht. Das Gedicht drängt sich Deutschen wieder vor's Auge. Der Brief des vlamischen Schelters, die Ankündigung königlichen Schauspiels: willkommenener Anlaß zur Erneuerung des Versuches, dem schlicht in Wunderfülle prangenden Werk endlich die Schätzung zu werben, die seinem ernstigen Zauber gebührt.

• Hierbei, liebe Tochter, kommt ein Brieflein von der kleinen Brentano. Hieraus ist zu sehen, daß sie noch in fremden Landen sich herumtreibt. Auch beweisen die Ausdrücke ihres Schreibens, mehr als ein Alphabeth, wie es ihr bei Euch gefallen hat. Auf ihre mündliche Relation verlangt mich erstaunlich. Wenn sie nur die aller kürzeste Zeit bei Euch war, so weiß ich zuverlässig, daß kein ander Wort von ihr zu hören ist als von Goethe. Alles, was er geschrieben hat, jede Zeile, ist ihr ein Meisterwerk, besonders Egmont; dagegen sind alle Trauerspiele, die je geschrieben worden, nichts, gar nichts. Weil sie nun viele Eigenheiten hat, so beurtheilt man sie, wie Das ganz natürlich ist, ganz falsch. Sie hat hier im eigentlichen Verstand Niemand wie mich; alle Tage, die an Himmel kommen, ist sie bei mir und Das ist ihre beinahe einzige Freude. Da muß ich ihr nun erzählen, von meinem Sohn, alsdann Märchen; da behauptet sie dann, so erzähle kein Mensch, und so weiter. Auch macht sie mir von Zeit zu Zeit kleine Geschenke; läßt mir zum Heiligen Christ bescheren. Am Ersten Pfingstfest schickte sie mir mit der Post zwei Schachteln mit zwei superben Blumen auf Hauben, wie ich sie trage, und eine prächtige porzellanene Chocladetasse, weiß und gold. Jetzt einen großen Sprung

von Bettinen zu den gläsernen Obstflaschen. Die kommen auf Anrathen von Herrn Nikolaus Schmidt unfrankirt; bezahlte ich die Fracht, welches sonst bei mir immer gewöhnlich ist, so möchte es gehen, wie es einmal mit dem Kistchen gegangen ist, das ein halbes Jahr in der Ferne herumfuhr, weil es bezahlt war und der Fuhrmann deshalb auf den Frachtbrief nicht achtete und ihn verlor. *Woti' bésógiert: Wrligen Sie Mann und Sohn von Ihrer treuen Mutter Goethe.* Am neunzehnten Mai 1807 (Bonaparte ist, um den Gossudar Alexander mit Kränzen an sich zu ketten, auf dem Weg nach Tilsit, am Goldenen Horn stehen die Janitscharen wider Selim auf und Preußen ringt, blutend, aus wunder, geschändeter Brust nach Uthem) schreibt Katharina Elisabetha Goethe, die Frau Rath, Frau Uja, an die Schwiegertochter Christiane, ihres Wolfgang „Bettischaj“, diesen Brief (der einen Lebenslustbereich ahnen läßt, ein deutsches Patriziat, das in zwei Haubenblumen und einer Porzellantasse köstliche Geschenke sah, und der drum ausführlich citirt werden durfte). „Die kleine Brentano“ ist Elisabeth, die Schwester des innerlich reichen Splitterdichters Klemens Brentano, die dann des Jungromantikers Achim von Arnim Frau wurde und der Literaturgeschichte, wie einst Freunden und Feinden, Bettina heißt. Der waren „gegen den Egmont alle Trauerspiele, die je geschrieben worden, nichts, gar nichts.“ Und die Sibylle der Romantik, die damals Zweiundzwanzigjährige, die bis in den Lebensherbst so gern das Kind spielte, war mit dem Uberschwang solchen Urtheils nicht ganz vereinsamt. Jean Jacques Ampère, des Naturforschers Sohn, hat gesagt (und Goethe, der nur im nobelsten Sinn eitel war, hat die Worte übersetzt): „Egmont scheint mir der Gipfel der theatralischen Laufbahn unseres Dichters; es ist nicht mehr das historische Drama wie Götz, es ist nicht mehr die antike Tragoedie wie Iphigenie, es ist die wahrhaft neuere Tragoedie: ein Gemälde der Lebensszenen, das mit der Wahrheit der ersten das Einfach-Grandiose der zweiten Gattung verbindet. In diesem Werk, geschrieben in der Kraft der Jahre und der Fülle des Talentes, hat er vielleicht mehr als irgendwo das Ideal des menschlichen Lebens dargestellt, wie ihm solches aufzufassen gefallen hat.“ Schiller und Karl August, die meisten Freunde und Biographen haben anders geurtheilt. „Der Dichter bringt uns um das rührende Bild eines Waters,

enes liebenden Gemahls, um uns einen Liebhaber von ganz gewöhnlichem Schlage zu geben. Der Schluß bringt einen Sprung in die Opernwelt, mit dem der Verfasser muthwillig die sinnliche Wahrheit zerstört.“ (Schiller. Der, nach Goethes Zeugniß, „keinen Neid kannte und der letzte Edelmann, sans tache et sans reproche, unter den deutschen Schriftstellern war“, doch des Herzens Schrein damals noch nicht völlig von dem Mithmuth geläubert hatte, der ihn vor Körner einst aufföhnen ließ: „Dieser Mensch, dieser Goethe ist mir einmal im Wege und erinnert mich immer wieder, daß mich das Schicksal hart behandelt hat; wie leicht ward sein Genie von seinem Schicksal getragen und wie muß ich bis auf diese Minute noch kämpfen!“) „Der Zusammenstoß elementarer Leidenschaften, aus dem das tragische Interesse entsteht, fehlt hier; und der Stoff ist nicht in die dramatische Form verarbeitet worden. Das Stück ist ein dialogisirter Roman, nicht ein Drama.“ (Lewes.) „Weil Goethe den eigentlich hochtragischen Kernpunkt des Stoffes nicht behandeln konnte oder, wegen des ‚Aufreibenden‘, das die dramatische Arbeit hat, nicht behandeln wollte, darum hielt er sich an das Episodische, machte aus der großen Aktion ein Genrebild, reizend und voll höchster Poesie, aber es liegt neben der Sache, nicht in ihr. Hierin liegt aber eben so viel Selbsterkenntniß wie, objektiv genommen, Unzulänglichkeit.“ (Auerbach.) „Egmonts Thatenlosigkeit im entscheidenden Wendepunkt der Handlung zeigt schlagend, wie undramatisch das ganze Motiv war, das Goethe dem Stück zu Grunde legte. (Vielschowsky.) „Egmont fällt nicht als das Opfer einer großen Leidenschaft oder einer Verstrickung durch das Sittengesetz, sondern lediglich als das Opfer seines bodenlosen Leichtsinns, der den Namen einer tragischen Kollision nicht verdient.“ (Bulthaupt.) „Statt zu handeln, hält Egmont einen großen Monolog mit Anklängen an Shakespeare, an Goethes Tagebücher und Briefe aus der ersten weimarer Zeit.“ (Baumgartner.) Daß ein Gefangener nicht handelt, ein von Kerlermauern Umschlossener „thatenlos“ ist, verdient sicher den härtesten Tadel. Das hoher Wunder volle Werk ist fast verschollen; ist auf deutschen Brethern, wie Professor Erich Schmidt sagte, „ein seltener Gast.“ Und wenn es in Berlin gespielt worden war, schrieb Mancher, viel sei, „trotz dem Rang des großen Dichters“, davon nicht zu halten.

Mußten wir uns nicht schämen? Schon der Thatsache, daß

vor dem Haufen, der sich „gebildet“ dünkelt, so unverständiger Schwaß möglich, in Deutschland noch immer, wie in Schellings, Rogebues und Caprivis Zeit, jede Entschleierung der Großthuer und Schaumschläger verpönt, jede Befudlung der Gipfel gern gesehen ist? Mehr noch der Schande, daß dieses Gedicht, ein den Bettinen und den Ampères früh einleuchtendes, nie den Weg in Leben und Wirkung fand? Da Shakespeares Staatenwelt selbst dem Briten heute fast mythenfern ist, Ibsens Haakon und Julian im Nachreich wacher Seelen regiren, darf Deutschland sagen, daß keinem anderen Volk ein Drama ward, in dem so abelige Gefühlskraft sich so starker Staatsweisheit gegattet hat. Neben der Fülle seines wogenden Lebens, seiner frohen und muthigen Sinnlichkeit scheinen die Eid und Polyxente, Berenice und Britanicus nicht nur germanischem Auge steif und starr. Zärtlich aber hegt Diese der Schoß der Nation, der sie gebar. Jeder kennt sie, hütet sie als ein Kronjuwel der Volkheit und in jedem Jahr werden sie, an Festtagen, dem Blick gezeigt. Unsere Nationalfeierstage wurden durch die Aufführung kindischer Puhstücke und lärmender Uibernheit „verherrlicht“. In welchen Sumpf, während des „Aufschwunges der Wirtschaft“ und der nicht minder laut ausposaunten „Evolution der Literatur“, deutscher Geist gesunken ist, wird durch die Thatfache bewiesen, daß allerlei Quark, den eine hungrige Rage beschnüffeln, nicht schlingen würde, in einem Jammerjahr den lieben Berlinern wohl öfter vorgefetzt, von den Intelligenzpächtern öfter heruntergelöffelt wurde als Alldeutschlands Bezirken die Staatsaktion vom Grafen Egmont, seit Bellomo sie 1791 den Weimarern illuminiert hat. Und doch ist hier Goethe im Bund mit Beethoven, dessen Musik 1814 von der Imd Bühne erklang, also auch über hundert Jahre alt ist. Mühten wir uns nicht schämen?

Als von Loewen aus, wo die Studenten sich gegen die Minderung ihrer Privilegien bäumten, der Brand brabantischen Unmuthes nach Brüssel hinüberfladerte, schrieb Goethe aus Rom: „Ich bin fleißig; mein Egmont (dessen Anfänge ins Jahr 1775 zurückreichen) rückt sehr vor. Sonderbar ist's, daß sie jetzt eben in Brüssel die Szene spielen, wie ich sie vor zwölf Jahren aufschrieb; man wird Vieles jetzt für Pasquill halten. Ich hoffe, er soll Euch Freude machen. Sobald er abgeschrieben ist, schicke ich ihn mit der reitenden Post. Welche Freude wird mir's sein, von Euch zu hören,

daß Ihr dieser Produktion einigen Beifall gebt! Ich fühle mich recht jung wieder, da ich das Stück schreibe; möchte es auch auf den Leser einen frischen Eindruck machen.\* Am ersten September 1787: „Heute, kann ich sagen, ist Egmont fertig geworden. Ich schicke ihn über Zürich, denn ich wünsche, daß Kayser (Philipp Christoph, Wielands züricher Opernkomponist, dem Goethe Studienreisen ermöglichte) Zwischenakte dazu, und was sonst noch von Musik nöthig ist, komponiren möge. Dann wünsch' ich Euch Freude daran.“ Im November an Frau von Stein: „Die Ausnahme meines Egmont macht mich glücklich und ich hoffe, er soll beim Wiederlesen nicht verlerren; denn ich weiß, was ich hineingearbeitet habe, und, daß sich Das nicht auf einmal herauslesen läßt. Es war eine unsäglich schwere Aufgabe, die ich ohne eine ungemessene Freiheit des Lebens und des Gemüthes nie zu Stande gebracht hätte. Man denke, was Das sagen will: ein Werk vornehmen, das zwölf Jahre früher geschrieben ist, es vollenden, ohne es umzuschreiben! Was Du von Klärchen sagst, verstehe ich nicht ganz. Ich sehe wohl, daß Dir eine Nuance zwischen der Dirne und der Göttin zu fehlen scheint. Da ich aber ihr Verhältniß zu Egmont so ausschließlich gehalten habe, da ich ihre Liebe mehr in den Begriff der Vollkommenheit des Geliebten, ihr Entzücken mehr in den Genuß des Unbegreiflichen, daß dieser Mann ihr gehört, als in die Sinnlichkeit setze, da ich sie als Heldin auftreten lasse, da sie im innigsten Gefühl der Ewigkeit der Liebe ihrem Geliebten nachgeht und endlich vor seiner Seele durch einen verklärenden Traum verherrlicht wird, so weiß ich nicht, wo ich die Zwischennuance hinsetzen soll, ob ich gleich verstehe, daß aus Nothdurst des dramatischen Pappen- und Lattenwerkes die Schattirungen vielleicht zu abgesetzt und unverbunden oder vielmehr durch zu leise Andeutungen verbunden sind . . . Kein Stück habe ich mit mehr Freiheit des Gemüthes und mit mehr Gewissenhaftigkeit vollbracht als dieses.“ Später: „Um mir selbst meinen Egmont interessant zu machen, sing der Römische Kaiser mit den Brabantern Händel an.“ Als Antwort auf seines Herzogs Kritik: „Es war ein schweres Unternehmen; ich hätte nie geglaubt, es zu vollenden; nun steht das Stück da, mehr, wie es sein konnte, als, wie es sein sollte.“ Nicht so demüthig klingt des Greises Urtheil über das Kind seiner Mannesjahre. Vor Eckermanns Ohr spricht er: „Ich hielt mich sehr treu an die Geschichte und strebte

nach möglichster Wahrheit. Als ich später in Rom war, las ich in den Zeitungen, daß die geschilderten revolutionären Szenen in den Niederlanden sich buchstäblich wiederholten. Ich sah daraus, daß die Welt immer die selbige bleibt und daß meine Darstellung einiges Leben haben müsse . . . Durch meinen Goëtz und Egmont habe ich mir Shakespeare vom Halse geschafft; er ist gar zu reich und gewaltig.\* Als der Jamulus gesagt hat, das Drama sei tiefer als irgendein anderes deutsches von dem Längen nach Volksfreiheit erfüllt: „Man beliebt einmal, mich nicht so sehen zu wollen, wie ich bin, und wendet die Blicke von Allem hinweg, was mich in meinem wahren Licht zeigen könnte. Dagegen hat Schiller, der (unter uns) weit mehr ein Aristokrat war als ich, der aber weit mehr bedachte, was er sagte, als ich, das merkwürdige Glück, als besonderer Freund des Volkes zu gelten. Ich gönne es ihm von Herzen und tröste mich damit, daß es Anderen vor mir nicht besser gegangen ist. Weil ich die Revolutionen haßte, nannte man mich einen Freund des Bestehenden. Das ist aber ein sehr zweideutiger Titel, den ich mir verbitten möchte. Wenn alles Bestehende vortrefflich, gut und gerecht wäre, so hätte ich gar nichts dawider.“ Ueber Schillers Bearbeitung (die 1796, bei Jfflands weimarer Gastspiel, auf die Bühne kam, Margarete von Parma und Egmonts Traudivision strich, Sätze und ganze Szenen einschnitt, die fünf in drei Akte zusammenzog und, trotz ihren plumpen Mißgriffen, noch unter Urronge im berliner Deutschen Theater spulte): „Durch den Glanz, den die Neigung der Regentin auf ihn wirft, gewinnt Egmont an Bedeutung; und auch Klärchen scheint gehoben, wenn wir sehen, daß sie, selbst über Fürstinnen sitzend, Egmonts ganze Liebe allein besitzt. Das sind sehr delikate Wirkungen, die man ohne Gefahr für das Ganze nicht verlesen darf. Aber Schiller hatte in seiner Natur etwas Gewaltthätiges; er handelte oft zu sehr nach einer vorgefaßten Idee, ohne hinlängliche Achtung vor dem Gegenstande, der zu behandeln war. Ich hatte damals so wenig Interesse für den Egmont wie für das ganze Theater und ließ ihn gewähren. Jetzt ist es wenigstens ein Trost für mich, daß das Stück gedruckt dasteht und daß es Bühnen giebt, die verständig genug sind, es treu und ohne Verkürzung so aufzuführen, wie ich es geschrieben habe.“ (Welche? Nur in Karlsruhe war der Regentin und ihrem Macchiavell, vier Jahre zuvor, 1825, die Bühnen-

pforte geöffnet worden; in Weimar selbst durfte das Paar erst 1838, also lange nach Goethes Tod, auf die Bretter, auf denen auch dann noch Schillers Verstümmelung in Wort und Szene nachwirkte).

Daß Brackenburg und Jetter, der Zimmermann und der Seifenfieder den Galeriedemokraten weniger gefielen als Schillers Verriua und Miller, Koller und Stausfacher, ist uns heute nicht so „merkwürdig“ wie des Dichters Glaube, er habe sich treu an die Geschichte gehalten. Die kündet ganz Anderes als sein Gedicht. Lamoral Graf Egmond, Fürst von Gaure, der Mann Johannens, einer Pfalzgräfsentochter aus Speyer, die ihm in die heiterste Ehe viele Kinder gebar, war sechsundvierzig Jahre alt, als ihm auf dem brüsseler Markt, nach dem Urtheil des von Alba eingesetzten „Rathes der Unruhen“ (den das Volk den Blutrath taufte), der Kopf abgeschlagen wurde. Katholik; Schirmvogt einer Benedictinerabtei bei Alkmaar; als Soldat, unter Karl dem Fünften, in Deutschland, Frankreich, Algerien bewährt und im franko-spanischen Krieg Mitführer, Mitfieger bei Saint-Quentin und Gravelingen. In Philipps Gunst, wie in des Waters; Statthalter von Flandern und Artois. Duldsam, doch im Römersinn fromm. Nach dem Silbersturm hat er in seiner Provinz gegen die Protestanten so blind wie in Brabant der Toledoaner gewüthet. Er wollte Adels-herrschaft, Oligarchie, nicht spanisch straffen Centralismus, und wurde dadurch, trotzdem er, wie alle Gueux, von sich sagen durfte, er sei „en tout fidèle au roi“, dem Hofe verdächtig. Philipp hatte sich in den Wahn gewöhnt, er könne, er müsse jeden der Regierung und der Heiligen Inquisition Widersprechenden „zerschmettern“. Als eine schwankende Gestalt steht dieser Egmont vor unserem Bild. Auch von ihm dürfte, von dem fruchtlos kühnen Krieger, ein goethischer Carlos sprechen: „Es ist nichts erbärmllicher in der Welt als ein unentschlossener Mensch, der zwischen zwei Empfindungen schwebt, gern beide vereinigen möchte und nicht begreift, daß nichts sie vereinigen kann als eben der Zweifel, die Unruhe, die ihn peinigen.“ Abkunft und Herrnstolz stimmen ihn früh gegen die Aufrührerstifter; ob an dem Feuer, daß ihre streche Hand entsacht hat, aber nicht eine dem Adelsgaumen schmachhafte Speise garzulochen wäre? Margarete schickte ihn nach Vpern; statt mit schnellem und starkem Arm dort die Ruhe und Ordnung wieder herzustellen, zeigt er sich zunächst nur, wie eine lebende Hoffnung, den Kirchen-

bildschändern und Klosterstürmern und scheint, auch in Dube-naarde, ihre Zerstörungswuth zu nähren. Spät erst rafft er sich zu festem Eingriff auf; zu spät. Vergebens fleht dann, im Ornat auf den Knien, der milde Bischof von Ypern um Albas Barmherzigkeit: er selbst muß dem Gefangenen die Vollstreckung des Todesurtheils ankünden und den unter der Wucht dieser Botschaft fast Brechenden mit dem Bilde des Kreuzifixus stützen. Als ein gläubiger, nirgends vom Dogma abtrünniger Katholik ist Egmont gestorben. Holzwarth, ein katholischer Geschichtschreiber der Niederlande, hat über ihn gesagt: „In Spanien hatte ihn das Wohlwollen des Königs entzückt“. (Als er 1565, im Auftrag des unzufriedenen Adels, nach Madrid gegangen war.) „In der Heimath vermochte er dann nicht, die Maschen der von seinen Freunden verwickelten Kabale zu entwirren, und das rosenfarbige Licht, in dem er seinen Souverain geschaut hatte, verbüsterete sich. Im Zorn strafte er streng; im Gedanken an seine Popularität, in der Eitelkeit, sie festzuhalten, gewährte er freigiebig Nachsicht und Veröhnung und machte sich durch die Strenge verhaßt, durch die Milde verdächtig. Er war ein eifriger Katholik und hatte doch das Sektengewesen begünstigt; er war ein warmer Anhänger des Königs und hatte doch zum Aufruhr gegen ihn mitgeholfen. Bis in die letzte Stunde der Entscheidung hinein, bis Oranien die offene Aufforderung zur Rebellion stellte, hatte dieser Mann ihn ganz im Neß gehabt, am Gängelband geführt. Jetzt, wo er mit ihm bricht, wo er sich entschieden für den König erklärt, läßt er sich doch noch mit Mißtrauen erfüllen: als ob es der König mit ihm und dem Lande nicht redlich meine. Immer unsicher auf den Wogen der Popularität sich wiegend, immer schwankend zwischen der Vasallentreue und der Revolution, verfällt er endlich dem Verhängniß seines Charakters.“

Die selbe Farbe hatte Goethes erste Quelle: des römischen Jesuiten Famiano Strada Werk „De bello belgico“, das (da es deutsch nicht erschienen ist, vielleicht in der von dem Ordensbruder Du Ruyr besorgten französischen Ausgabe) just in der Zeit auf den Dichter wirkte, da er auf Elisabeth (Elis) Schönemann verzichtet hatte und aus wunderSeele nach rascher Ausfüllung der „fürchterlichen Lücke“ trachtete. Der von Strada überlieferten Geschichte war er nicht treu; und ein dritter Jesuit, der kluge, in seiner Gebundenheit bewundernswürthe Alexander Baumgartner, konnte



von ihm sagen: „Aus einem seine Schuld sühnenden Katholiken hat er einen Märtyrer der Reformation gemacht, aus einem bedeutenden Kriegsführer und Parteihaupt einen verliebten Offizier, dem es mehr um Eroberungen auf dem Felde der Liebe als um kriegerische Heldenthaten zu thun ist.“ Konnte ihm, als des Nachstrebens würdiges Muster, den Wiedertäuferprossen und Strumpfhändler Joost van den Wondel zeigen, der in seinem Drama „Luzifer“ („dem höchsten Meisterwerk der niederländischen Dramatik, einem der großen Marksteine der Weltliteratur“) Eblerses gewollt und vermocht, den Abfall der Niederlande als ein Unternehmen höllischer Kunst durchschaut und die innere Pragmatik der Glaubenskampfzeit wahrhaftig und großartig gezeichnet habe. Wondel und Goethe; lächelnd blicken wir aus Klärchens Stube auf den abgewetzten, von Moos überwachsenen Markstein der Weltliteratur. Und begreifen doch nicht, wie unser Dichter in den Glauben kam, er sei der Historie treu geblieben. Von der Aenderung des egmontischen Familienstandes hat er sich beinahe schlau entschuldigt; und dabei leise angedeutet, wie er's mit der Treue meine. Als von Manzoni's, seines Lieblings und Verehrers, pariser Gesellschafterfolgen die Rede war, sprach Goethe: „Ihm fehlt nichts, als daß er selbst nicht weiß, welch ein guter Poet er ist und welche Rechte ihm als solchem zustehen. Er hat gar zu viel Respekt vor der Geschichte und fügt aus diesem Grunde seinen Stücken immer gern einige Auserwählungen hinzu, in denen er nachweist, wie treu er den Einzelheiten der Geschichte geblieben sei. Nun mögen seine Fakta historisch sein; aber seine Charaktere sind es eben so wenig wie mein Thoas und meine Iphigenie. Kein Dichter hat je die historischen Charaktere gekannt, die er darstellte; hätte er sie aber gekannt, dann hätte er sie schwerlich so gebrauchen können. Der Dichter muß wissen, welche Wirkungen er hervorbringen will, und danach die Natur seiner Charaktere einrichten. Hätte ich den Egmont so machen wollen, wie ihn die Geschichte meldet, als Vater von einem Duzend Kinder, so wäre sein leichtsinniges Handeln sehr absurd erschienen. Ich mußte also einen anderen Egmont haben, wie er besser mit seinen Handlungen und meinen Absichten in Harmonie stände. Wozu wären denn die Poeten, wenn sie nur das vom Historiker Ueberlieferte wiederholen wollten? Der Dichter muß weitergehen; uns etwas Höheres und Besseres geben. Die Charaktere des Sophokles, auch Shakespeares

haben, alle, Etwas von der hohen Seele des großen Dichters. Und so ist's Recht; und so soll man es machen. Shakespeare geht noch weiter: er macht seine Römer zu Engländern; und zwar wieder mit Recht: denn sonst hätte ihn seine Nation nicht verstanden.\* Eine späte Antwort auf Schillers Kritik, die den liebenden Gemahl, den rührenden Vater vermählte? Vielleicht; ein Nachwort zu der freundlich spottenden Epikritik: „Den sittlichen Theil des Südes hat der Rezensent gar gut zergliedert; er mag aber, was den poetischen Theil betrifft, Anderen noch Etwas zurückgelassen haben.“ In dem kurzen Fragment „Aus einem Leben“ sagt Goethe: „Ich wußte jede kleinere und größere Begebenheit in einen theatralischen Plan zu verwandeln. Alles Poetische und Rhetorische schien mir angenehm und erfreulich. Die Weltgeschichte hingegen, der ich gar nichts abgewinnen konnte, wollte mir im Ganzen nicht zu Sinn.“ Der Dichter dünkt ihn Herr auch über die Historie, hoch über ihrem dürren Reich, in souverainem Recht zu jeder Umbiegung, jeder Gestaltverwandlung, die er für die Wirksamkeit seines Gedichtes braucht; und rühmlich treu noch, wenn er nicht (wie der Schnellschneider des „Clavigo“) alle Nähte der überlieferten Menschheitskleider auftrennt. Ob Poetengewalt die Geschichte würgt, ob Elisabeth von England zum Budenscheusal und Maria Stuart zur holden Märtyrerin, Beaumarchais zum seelisch reinen Helden und Machiavelli zu einem als Maskenballspanier aus der Wilhelmstraße kommenden Preßreferenten wird: Solches bekümmert ihn nicht. Er fühlt sich als einen Weltenschöpfer. Auf seinen Ruf wird Licht. Und in gelassenem Troß spricht, wie sein Prometheus zum Himmelsbeherrscher, er zu Kleio: „Hier sitz' ich, forme Menschen nach meinem Bilde, ein Geschlecht, das mir gleich sei, zu leiden, zu weinen, zu genießen und zu freuen sich und Dein nicht zu achten, wie ich!“ Nur der Bildner weiß, welchen Geistes Kind der Held sein muß, den er in der Absicht auf ein bestimmtes Ziel braucht; nur er kann des Helden Handeln mit dieser Absicht „in Harmonie“ bringen. Und ist's ihm, selbst um den Preis shakespeareischer Volkheitwandlung, gelungen, dann wird er gewiß, dann erst, von seiner Nation verstanden.

Warum gelanges, bis heute, dem Egmontdichter nicht? Weil, wie er 1787 in der Villa Borghese las, die Freunde in der Heimath einige Szenen zu lang fanden? Weil deren „Ausstellungen über Dieses und Jenes“ fest und richtig begründet waren? Weil

da? Drama „romanhaft“ (Gruppe), „locker gebaut“ (Schmidt), der Schluß „opernhast und ein Zeugniß vom schlechten Gewissen des erweichten Tragikers“ (Meyer) ist? Nein. Das drama romanesque hielt sich stets in der Massengunst; und wir sind an viel lockeren Bau, an ungleich gröbere Melodramatik gewöhnt. Die dicksten Anstoßsteine hatte Schillers Theaterpranke ja weggewälzt. Die „langweilige“ Regentin war ausgemerzt; Richard, der Sekretär, pläzte in Klarens Kammer und brachte seinem Grafen die Ladung zu Alba; knapper und straffer sah Alles sich an; und die göttliche Freiheit borgte, im Traum des zum Tod Verurtheilten, nicht mehr von der Geliebten die Gestalt. Das half nicht. Schiller hat als Bearbeiter, von Macbeth bis herab zu Turandot, stets dem Werk nur geschadet. Und wenn Goethe ihm noch williger gehorcht, Egmonts Fluchtweigerung auf die Sorge um das gefährdete Familienvermögen gestützt, den „in Rache und Schadenfreude unersättlichen“ Alba, als Henker verummumt und verlarvt, zur Urtheilsverkündung in den Kerker gelassen hätte, wärs nur noch schlimmer geworden. Das Gedicht wird, scheint mir, von der Nation nicht verstanden, weil sein Hintergrund zu dun'el, weiß nicht, wie jedes auf der Bühne lebensfähige Drama müß'e, in sich, durch sich selbst verständlich ist. Karl und Philipp, Margarete und Oranien: was sind sie dem gestern vor den Guckkasten Gepflanzten? Schemen. Er weiß nichts von ihnen; weder, welche Rastennmacht hinter dem wortkargen Oranier stehe, noch, weshalb man gerade Karls Sohn keiner Niedrigkeit zeihen dürfe; nicht das Winzigste von Gravelingen und Saint-Quentin, von den Schellenkappen und Pfeilbündeln auf den Uermeln der Adelsdiener, von den Bettelsackbildern auf Hut und Gurt der Gueusen. In ihm wird, fast in jeder Szene, die nicht nur von Liebe singt, ein Wissen vorausgesetzt, das er nicht hat. Zuerst fühlt er dieses Zutrauen wie linde Schmeichelwärme; schämt sich auch, zu gestehen, daß er's nicht verdiene; doch er kann nicht mit, kommt kaum je in Hitze und gähnt bald: „Eins seiner schwächeren Stücke; bekanntlich.“ Nicht so zu eigener wie zu des immerhin bedeutenden Dichters Entschuldung. Er sagt nicht, wofür und wogegen vorn geredet, gekämpft wird; wie ein Wacker von diesen Seifensiedern und Pfennigkrämern Widerstandskraft erwarten kann; vor welchem Bürgerkrieg Egmont warnt und Oranien nicht bebt; welche Güter Klarens Liebster mit

dem süßen Leben, mit der schönen, freundlichen Gewohnheit des Daseins und Wirkens bezahlt. Im Spielhaus wird ihm nichts davon gesagt. Wird sorgsam nur, beim Armbrustschießen, im Vallaß und in der Schwarmrede des langenden, bangenden Mädchens, die Wesensart des Helden entwickelt. Da tritt eine Frau auf, die andeutet, sie sei die Schwester Philipps des Zweiten („Das ist Bassermann in Don Carlos!“), Allerlei über eine neue, dem Hörer noch mehr als den Spaniern „fremde“ Lehre spricht und eher für als von Egmont Urges zu fürchten scheint. Ihr Vater hat abgedankt; wie hieß er doch gleich? Sie will's auch; weil Alba doch stärker ist als Freneda und Las Vargas. Wer, wie, was sind denn Die? Und warum trägt der Schreiber der guten Prinzessin den Namen des (im Ochsenreich verrufensten) Florentiners? Da kommt, für zwölf Minuten, ein Mann, der über Karls Kinder, über Königswillkür und Volksführerplicht höchst Vernünftiges sagt, seinen Freund Egmont (vor welcher Gefahr, zum Henker?) in Sicherheit bringen will, mit der schluchzenden, thränenden Stimme aber kein Gehör findet und, für immer, von ihm und uns scheidet. Weiser oder Grillensfänger? Oranien: wenn sich nur bei dem Namen etwas Nützliches denken ließe! Auf Schritt und Tritt geht's so; vorn und hinten durch Nebel. Daß Schiller, der nicht erst in Wallensteins Lager und im Polenreichstag der Kunst, einer Menge selbst wirre Zusammenhänge flink aufzuklären, Großmeister wurde, diesen Mangel gar nicht gespürt hat, ist viel merkwürdiger als sein Stammsitz im Ersten Rang der Volksgunst. Nach ihm haben Theaterkundige in Goethes Niederland kaum je noch ernstlich gebircht. In der Villa Borghese tröstete der Leser kritteler Briefe sich mit „der alten Bemerkung, daß der unpolitische, in seinem bürgerlichen Behagen bequeme Kunstfreund gewöhnlich da einen Anstoß nimmt, wo der Dichter ein Problem aufzulösen, zu beschönigen oder zu verstecken gesucht hat.“ Auch in diesem gar nicht problematischen, menschlich ganz hellen Drama? Daß Trostbedürfnis eines Geärgerten, der zu neuem Werk Fröhlichkeit brauchte, wies in diesen kurzen Schlupfweg, hinter dem er sich sonnen konnte. Nicht einmal Scherer hat, der Getreuste, seinem Olympier nachgesprochen, zwischen Albas Residenz und Maras Stübchen sei ein Problem gelöst, beschönigt, versteckt worden. Versteckt blieb der schwache Punkt des Gedichtes: daß es nicht selbst sich in allen

Theilen erklärt und an einer Wissens voraussetzung leidet, die der Schaumenge Unleisbares zumuthet, ihr Interesse splittert, in Wirrnis entgleisen läßt und mählich lähmt. Mittel dagegen? Die Pariser schicken solchen Dramen eine conférence voraus, die das Nöthigste, in zierliche Worte verpackt, herumreicht. Wir haben ja eine Kritikerzunft. Deren Beruf ist nicht nur, mit Ja und Nein, Herrlich und Schändlich zu höckern, sondern, ihrer bunten Rundschafft die Mittel zu erwerben, durch die man zu den Quellen steigt.

Ueberreichlich würde, wie gekrönten Verschwendern geleisteter Dienst, die leichte Mühe belohnt. Als Volkslied, als Symphonie vom frohen Leben und stolzen Sterben des liebenswürdigsten, moderner Menschheit nächsten Helden, der je ein Schaugerüst beschritt, und als politisches Drama glänzt, einer allschönen Helena auf Spartas Zinne gleich, dieses Gedicht von einsamer, doch eisfreier Höhe. Deutscher Boden gebars; unter römischer Sonne gedieh es in Reife. Wucht und Anmuth hat es, das Brustgewölb, durch das Mannesathem weht, und zarte Tanzfüße; die übermüthige Heiterkeit eines Lerzmorgens und den düsteren Ton unendlicher Trauer, die aus Grüsten in welt raschelndes Laub sickert; es schwebt und schreitet, sichret und dröhnt wie von Er; gesellt von Rubens, Vermeer, Jan Steen und Velazquez die Pracht der Gestalten; und Beethovens Genius tönt nachbarlich von ihm.

Das Volkslied. Nicht an Klarens Bubenfang und Mädchenklage denkt zuerst (obwohl selbst dem frohnatürlich Fabulirenden Kräftigereß, von Menschenblut Wärmeres nie gelungen ist). Auch nicht an die auf Markt und Gasse geschaarten Bürger. Die stammen von Shakespeares übel riechenden britischen Römern, römischen Briten; wurden, manchmal, sogar in deren Rüpelrhy hmus eingestimmt. Immerhin sind sie, sind auch die beiden Soldaten, Karls und Philipps, so wirksam und doch fein „schattirt“, wie die Nothdurft des Pappen- und Lattenwerkes erlaubte: der selige Schneider, Klugschwäher, Fortschrittsparteimann und Hahnrei; der sich aufgeklärt dünkelnde, auf verlustlose Kundenwahrung bedachte Krämer; der hitzig fromme, für die Sache des rechten Glaubens schlaglustige Seifenleder; der hochnäßig aufs „Pad“ schielende Zimmer- und Zunftmeister. Thorheit hat rüffelnd gesagt, der verliebte Graf müsse wohl auch auf der Straße stockblind gewesen sein; sonst könne er von diesem Häuflein scheidiger Willenskrüp-

pel nicht zu Alba sprechen: „Ich kenne meine Landsleute. Es sind Männer, werth, Gottes Boden zu betreten; ein Jeder rund für sich ein kleiner König; fest, rührig, fähig, treu, an alten Sitten hangend. Starr und fest! Zu drücken sind sie, nicht zu unterdrücken.“ Thorheit. Was am Rinnstein sitzt, holt sich schnell Schmutzflede; was die Gährung wirkt, ist Hefe. Böbel drängt tagein, tagaus auf die Klaischgasse; den Kern der Bürgerschaft löst nur schwere Noth aus dem Schalengehäus. Egmont übertreibt auch, mit Bewußtsein; da er nicht, wie ein Schneider oder anderer Narr, von friedsamem Gewinsel Heil hofft, da er Volksthr, nicht Abonnen-angler ist, hütet er sich, dem Gegner den Sitz der Schwäche, die Stelle geringster Widerstandsfähigkeit zu enthüllen. Soll er, wie unsere humansten Händler und Wandler gestern zu Franzosen und Briten, etwa zu Alba sprechen: Wir wollen Geld verdienen, nimmermehr für unser Leben recht kämpfen? Dumm war er nie; deshalb: „Zu drücken sind sie, nicht zu unterdrücken.“ (Bismarck, auch mit bewußter Absicht auf eine Dämpfung fremden Machtwahnes: „Wir Deutsche fürchten Gott, sonst nichts auf der Welt.“ Auch nicht vom granitnen Ueberzeugungsföller herab; aus dem Böschungswinkel des Wunsches, daß es, wie einst die augustnische Mahnung „Non timeamus nisi Deum“, sich Gehör erhalte.) Das Volkslied klingt aus dem unsichtbaren Chor der Egmonts Kerker Umschleichenden, Umsorgenden in unser inneres Ohr. Aus Bradenburgs Zagheit und krummgleibiger Seelenenge. Aus Klarens (nur, von dünnem Stifst, angedeutetem) Verhältniß zur angstvoll eiteln, unter Kummerfalten bethulichen Mutter. Aus jedem Wort, jedem Schritt des starken Mädchens, das sich Wamms und Hofen ersehnt und unterm schwellenden Nieder doch, als Fürstenschächchen, das Herz einer fein fühlenden Jungfrau birgt. (Nur der Madame von Stein konnte sie einer Dirne ähnlich scheinen. Die mochte, wie alle Weiber ihres Schlages, in der Schöpfung des ihr wichtigsten Mannes nur Holdheit, zu der sie Modell gestanden haben konnte. Und witterte vielleicht auch eine kränkende Erinnerung an Lili, der noch Geibel, in einem Brief an Ferdinand Eckbrecht Grafen von Dürckheim-Montmartin, den Ehegefährten zweier Enkelinnen Lilis, „ungewöhnliche Charakterstärke und, bei weiblicher Anmuth und Liebendwürdigkeit, ein großes Maß von Opfermuth und Pflichttreue“ nachrühmen durfte.) Klare ist stark; nicht

stark genug, den Liebsten aus der Toledanerstahlfauft zu befreien, aber, ins Morgengrau ihm auf die letzte Reise voranzugehen. Sie ist (unglaublich däucht's und ist dennoch wahr) auf der Bühne oft zu der Klippe geworden, an der eine Wirkungsmöglichkeit zerfesselte; fast immer. Sie ist nicht „ganz naiv“, vom Wirbel bis zur Zehe schlicht empfindendes Kleinbürgerkind; darf nicht als ein holländisch heiteres, holländisch stämmiges Gretchen gespielt werden: sonst hat ihr Sturmruf auf der Straße, ihre Bereitung zum Tode einen fremden, bretternen Ton und zwingt keinen Widerhall aus des Hörers Brust. „Sag' mir! Sage! Ich begreife nicht! Bist Du Egmont? Der Graf Egmont? Der große E., mont, der so viel Aufsehen macht, von dem in den Zeitungen steht, an dem die Provinzen hängen?“ Das kommt aus anderer Gefühlzone als Gretchens: „Bin doch ein arm, unwissend Kind, begreife nicht, was er an mir findet.“ Klärchen begreift's; steht nicht beschämt vor ihrem Fürsten und sagt nicht zu allen Sachen Ja. Nie wäre Gretchen auf die Straße gegangen, um für ihren Heinrich die Bürgerwehr aus trägem Schummer zu pochen. Nie hätte vor ihrem Heinrich (auch dem Grafen aus Geldern gab Goethes wunderliche Laune ja diesen Vornamen) Klaren gegraut; und wäre er zehnmal als des Bösen Spießgefell erschienen. Wie ward möglich, zu verkennen, daß sie den Stoff und den Wirbel zur Heldin in sich hat? Zu überhören, daß jedes von Leidenschaft, aus ihrer Erlebensmitte, auf die Lippe getriebene Wort „pathetisch“ (so sag'n wir) klingt, fast jedes irgendwo die Färbung von heroinhafter Großheit hat? Da Mutters doppelt befeuchteter Mund sie ein verworfenes Geschöpf heißt, kommt aus kaltem Stolz der Aufgerechten, wie aus Marmorriesen der blanke, rein im Sonnenlicht funkelnde Strahl, die Antwort, die Frage: „Egmonts Geliebte verworfen? Welche Fürstin neidete nicht das arme Klärchen um den Platz an seinem Herzen!“ Unbegreiflich, daß noch der in Goethes Welt seit Jahrzehnten heimische Professor Erich Schmidt schreiben konnte: „Schiller selbst zwingt sich zum Preis Klärchens, einer Gestalt, die seinem eigenen Schöpfervermögen ganz fern steht.“ Nicht so fern doch wie irgendeine andere goethische Frau, näher noch als Iphigenie, Götzens Schwester und die bleiche Leonore; schaffen konnte sie Schiller freilich nicht, brauchte sich zu ihrem Lob aber nicht zu zwingen. „Könnt Ihr denn leben? Werdet Ihr, wenn er zu Grunde

geht? Mit seinem Athem flieht der letzte Hauch der Freiheit. Könnt' ich an meinen Busen drückend Euch erwärmen und beleben! Wie eine Fahne wehrlos ein edles Heer von Kriegeren anführt, so soll mein Geist um Eure Häupter flammen und Liebe und Muth das schwankende, zerstreute Volk zu einem fürchterlichen Heer vereinigen.\* Ein naives Kleinbürgerkind? „O, bindet mich, damit ich nicht verzweifle, und werft mich in den tiefsten Kerker, daß ich das Haupt an feuchte Mauern schlage, nach Freiheit winsle, träume, wie ich ihm helfen wollte, wenn Fesseln mich nicht lähmten, wie ich ihm helfen würde!“ Das läßt an Schillers Neigung in grasse Gewaltthatigkeit denken. Und ist nicht, wie Noras abstrahirte Gesellschaftslehre einem Lerchengefieder, dem Schäferkittel einer drall lieblichen vlamischen Fürstebuhle angeflücht. Das muß (und kann) seit Klarens erstem Austritt, schon im Klang ihres „Leibstückes“, vorbereitet werden: sonst verhältis, wie Theatergewitter, zwischen Leitwände. Nicht „Egmonts weibliches Ebenbild“ (wie Bielschowsky meint) ist Klärchen, sondern seines Wesens Ergänzung (aus ihm polfernem Klima): mannhafte Sinnes in ihr so viel wie in ihm tändelnde Weibheit. Ihr letzter Blick spaltet den Nebel, der das Mordgerüst einschleiern soll, und dieses Frühgrauens Ahnung scheucht sie ins Grab. Er sieht sie im Kleid der kühnsten Göttin; und wähnt sie doch geborgen, wenn er sie, sein „Kleinod“, einem edlen, begüterten Jüngling vermacht hat.

Nit hier, wie Lessing zu sagen pflegte, dem Dichter etwas Menschliches begegnet? Man möchte an überlegte Psychologengefeinheit glauben. Egmont ahnt nicht, was er in Klare besaß; daß sie mit ihm zu leben aufhört und ihr Schatten von seinem untrennbar ist. Wie tief leichter Sinn das Liebste selbst unterschätzt, sollte, denkt der Aufmerkende, durch diesen fast frechen Wesenszug offenbar werden. Sollte? Als Goethe in Rom las, „am Meisten tadelnswert“ scheinende weimarische Freundsinnen Klärchens Vererbung an Ferdinand, wußte er keine rechte Antwort, haschte nach Ausflucht, trug den Streitfall vors Schiedsgericht der Rauffmann, die, als von einem Lakaien in Bett- und Vermögensgemeinschaft geprellte, ohne sicheren Weibsinnsinn, für so heifles deshalb kaum recht zuständig war, und überlebte die Gewissensbitstelle schließlich mit einem Pflasterchen. „Nur auf subordinirte Weise konnte Klärchens in dem Gespräch der beiden Männer gedacht werden.“



Das hat nicht die Klangfarbe bewußten Willens. Mußte von der Liebsten denn vor dem fremden Jüngling geredet werden, der aus zager Geschlechtsunruhe einen Schleichweg in Männlichkeit sucht? Klare ist dem entweihten Gottesbild schon in den letzten Schlaf ausgewichen; und ihr Held, dessen Wesens sie sich einen Theil, einen kleinen nur, fühlte, empfiehlt sie, als ein der Vergung würdiges, doch auch bedürftiges Kleinod, einem reichen Knaben, Albas halb flüggem Sohn. Hat nicht die Absicht auf einen Charakterisirungszweck, dessen Nutzen und Nachtheil dann noch bedachtam zu wägen wären, dieß Vermächtniß erfonnen, solls nur die für Wonnevisionen „in Bild und Ton“ allzu harte Pritsche des Sträflings polstern, so ist's von abscheulicher Plumpheit. In Egmonts Blut ein fremder Tropfen. Wirf ihn wieder heraus, guter Dramaturg!

Durch die Symphonie hüpfst, früh und spät, ein Scherzo. Und in ihrem Helden ist des Weibes mehr, als einem Feldhäuptling zuzutrauen war; nicht mehr, als ihn günstig kleidet. Dieser Egmont (der, freilich, nicht La morale heißen dürfte) ist nicht nur in Liebchens Kammer nedlich, im gestickten Sammetrock des Wiesritters kokett. Auch im Bürgergedräng („Ich vergesse Niemanden leicht, den ich einmal gesehen und gesprochen habe“); vor seinem Schreiber („Versäume nicht, Elviren zu besuchen, und grüße sie von mir“); in Albas Saal, unter schon pechschwarz dräuendem Himmel („Es ist nicht das schlimmste Pferd; ich hab' es schon eine Weile und denke, es wegzugeben“). Er möchte Jedem gefallen, ruht nicht, bis er wieder Einen, wärs auch nur ein Hämling, am Köder hat; und fühlt, wie eine vor Spiegeln geschulte Ballschöne, noch mit verhängtem oder abgewandtem Blick alle Augen auf sich gerichtet. Darfs fühlen und in Citellust courbetreten, ohne vergeßt oder weiblich zu scheinen. Denn er bleibt vom Schopf bis zur Sohle ein Ritter. Weil er's bleibt, darf er sich unbelächelt an dem Bewußtsein rösten, daß die Regentin, des Kaisers Tochter, ihn lieber als irgendeinen Anderen sieht; und vor der glasirten Rachel, die ihn spiegelt, in den Duf seiner Wesens noch Kunstessenz sprühen. Er hat gekochten, gesiegt; ist des Volkes Hoffnung, der Hort des Ubel's; aus Sternfirnen glihert sein Ruhm, seines Namens Lichtquell hernieder; wenn das Gerücht sein Nahen aus Gent meldet, entrunzeln im Elendsheim sich die Stirnen, gaffen vier, fünf Köpfe aus jedem Fenster, nicht es und scharrt vor der morschesten Thür, wird er,

der Größte, der Schönste, wie ein blinkendes Palladion, ein Schutz verbürgendes Reichspanier, der blaß glühenden Stadtwinkelbrut gezeigt. Da Gefahr ihn im Dämmer beschleicht, bebt die Prinzessin, schlottert die Menge, weint Oranlens wie in Eisreis gefaßtes Auge um ihn. Alle Jugend hängt ihm an: Bunde, Richard, Ferdinand, Klärchen; der Gemeine aus seiner Schwadron und der Sohn des Todfeindes, des Henters. Furchtlos ist er (bis, darin des Homburgers Vorbild, dicht an den Rand des offenen Grabes) und dennoch klug wie das listigste Schlänglein; dem Schmalsten höflich und vor dem gefälligen Spiegel seines Gewissens doch dem in Goldprunk Thronenden nicht unterthan; kühn bis zum Frevel und, gehts nicht anders, der artigste, behendeste Schmeichler. Soldat und Staatsmann; Patriot und Meister aller Lebensschleckerkünste. „Wenn Ihr das Leben gar zu ernsthaft nehmt, was ist denn dran? Wenn uns der Morgen nicht zu neuen Freuden weckt, am Abend uns keine Lust zu hoffen übrig bleibt, ist's wohl des Un- und Ausziehens werth?“ „Ich bin gewohnt, vor Speeren gegen Speere zu stehen und, rings umgeben von dem drohenden Tod, das mutige Leben nur doppelt rasch zu fühlen.“ Beides sprudelt von der selben Lippe, ist Schaum der selben Empfindenswelle. Sein Wort trifft wie seine Büchse; „nicht etwa, wenn er Glück oder gute Laune hat, nein: wie er anlegt, immer rein Schwarzgeschossen.“ Calderons und Shakespeares größte Herren haben nicht adeligere Allure. Und er überglänzt, überfunkelt sie, Alle, mit dem Adamasleuchten eingeborener, nicht erst angeschliffener Liebenswürdigkeit. Die Würbe aus jedem Gewand ihm die Herzen, so lange die Menschheit sich, in Troas und Flandern, des kraftvoll Schönen noch freut. Die Wände dem Scharfrichter, wenn ihr zu Wirkung Frist bliebe, das Schwert aus schwieliger Hand. Der Liebswürdigste, der Stärkste: Achilleus in Sammet und Seide. Weisslingen und Alfons, gar Leicester und Dunois sind fahl neben ihm. Seit Heinrich, Englands fünfter, der Sieger bei Azincourt, sein französisches Rätchen freite, kam in solcher Anmuthsfülle kein germanischer Held.

Aus dem Kellerhals des politischen Dramas schießt und schimpft, raisonnirt und rülps't Vansen. Enkel des ehrenwerthen Jack Cade, Ahn des Rechtskonsulenten Hippus; und, nicht zu vergessen, Schüler der Rederijfers, deren Zungengefecht und Moralitätentrödel die Niederlande sacht schon von Philipp's Krone gelöst hatte, als

die Gueuz und die Bilderstürmer die heimlich geweihten Klammern mit Zangen ausbrachen. Die Pamphlete und Liedlieder des Trosses, dessen harmlose Vorsahren die Bürger mit geistlichem Schauspiel ergötzt hatten, wurden, recta aus der Pfütze geangelt, einem Bissfiskus von Vansens Schrot ein rechttes Fressen. Wollt Ihr aus der Spelunke in die Herrschaftsträume? Dann blöset zuvor das Haupt. Hier wohnt der Genius. Margarete (die geistig beweglichste, des Gehörs in jedem Saal sicherste Spielerin, deren anerkannte Majestät das Mattgold nahenden Jungfrauenherbstes umschimmert, muß sich für die Ohnmacht der Männin einsetzen) und ihr Macchiavell. („Der König meint aber, hörst Du.“ „Du siehst zu weit. Du solltest Geschichtschreiber sein: wer handelt, muß fürs Nächste sorgen.“) Egmont mit Richard, mit Oranien, mit Alba (der in der schreckenden Rüstung spinnenfein, nicht schwer, nicht nur düster wie schwarzer Stahl, sein, nicht eine Ammenmärscheuche, sondern ein in unverfälschbarem Ueberzeugungsanker festes Genie blinder Macht häufung scheinen muß.) Das hat kein Drama auf uns bekannter Erde. Sonst krümmt sich die Lippe zu Hohn, wenn auf der Bühne von Staatswesen, unserem Tastsinn noch greifbarem, gesprochen wird. Posa und Burleigh, Terzys und Piccolomini: welcher Mündige behorcht noch ihrer Rede Körper, bewundert nicht nur deren Kleid? Hebbel dehnt die Tischlerwerkstatt dicht ans Mythenmaß; und Grillparzer bebrütet sein einziges Glücksel, aus dessen Schale morgen, glaubet, des Innern stiller Friede himmelan kriechen wird. Bürgergeneral. Egmont, Oranien, Alba: ein Thürspalt ist aufgethan und der Lauscher hört im Staatsgeschäft reif Gewordene große Gegenstände der Volkheit, jeder, besprechen.

Dieses Gedicht ist auf unseren Schaubühnen „ein seltener Gast“. Ist keine Rettung? Nirgend's auch nur wehrhafter Wille? Dann wird's Zeit, vom „Großen König“ zu Alba zu gehen. „Freiheit? Weit besser ist's, sie einzuengen, daß man sie wie Kinder halten, wie Kinder zu ihrem Besten leiten kann. Glaube nur: ein Volk wird nicht alt, nicht klug; ein Volk bleibt immer kindisch.“ Nach dem Erlebnis, dem niemals ahnbaren Opfern, das im Unheilsjahr 1914 anhub: noch immer? Als Schiller die Geschichte des Abfalls schrieb, glaubte er, den Europäern lehre die Helbenzeit, der Helbenwille nicht wieder. „Im weichlichen Schoß der Verfeinerung haben wir die Kräfte erschlassen lassen, die jene Zeitalter

übten und nothwendig machten. Mit niedergeschlagener Bewunderung staunen wir jetzt diese Riesenbilder an, wie ein entnerdeter Greis die mannhaften Spiele der Jugend. \* Friß war gegangen, Danton und Hoche, Scharnhorst und Gneisenau, Nelson und Wellington lebten, Bonaparte toste heran. Verweichlicht, erschlafft, entartet wähnte auch unser Jahrhundertmorgen die Menschheit des hellsten Erdthelles. Zwischen dem Schwarzen Meer und der Nordsee steht sie nun in Kampf, dessen Gräuel der Zorn des Achilleus nicht träumte. Daß danach eins ihrer Völker sich von unerforschlichem Rathschluß einengen, länger noch wie ein Kind lenken lassen werde, ist ernstem Sinn unsäglich. Der Deutsche wird wieder von Freiheit reden; wird kräftig handeln, sich Freiheit als unentzehlbaren Besitz zu sichern und seines Schicksals Schmied zu werden, zu bleiben. Für Possas Gedankenfreiheit und unirdisch schlackenlose Republik erglühete der Jüngling; der Mann verschanzte und vermauert seine Welt dem Herrscher, der, im Dünkel der Gottähnlichkeit, daringebieten möchte. „Die Kraft seines Volkes, ihr Gemüth, den Begriff, den sie von sich selbst haben, will er schwächen, niederdrücken, zerstören, um sie bequem regiren zu können. Er will den inneren Kern ihrer Eigenheit verderben; gewiß in der Absicht, sie glücklicher zu machen. Er will sie vernichten, damit sie Etwas werden, ein ander Etwas.“ Solchem Unterfangen würde aus Millionen Kehlen das Wort nachgellen, das ein Freier, Claudius Civilis, früh sprach: „Knechte Dir Asien und anderes Ostland, das Könige braucht!“ Der deutsche Genius, der, froh stets fremdem verbrüderet, Niederländern, Schweizern, Franzosen, Polen, Juden aus derbem und sadenschelnigem Stoff nationale Dramen schuf, muß alle Kraft fortan zur Dichtung deutschen Wesens, zu dessen stiller Läuterung in edle Freiheit aufwenden. Weil ers lange versäumte, trug keine Spende ihm von draußen Vertrauen ein. Der Deutsche, heißt, begreift nur den Geist, der seinem gleicht, und wird nie ein Volk anderer Gefühlsart verstehen. Widerspruch hülfte nicht; und in Selbstvergoitung dorrt der Saft, der Trieb aller Volkheit. Der Zufall, spricht unser heiliger Mann Friedrich Schiller, rollt die Weltgeschichte; weil er Deutsche zu bedachtamem Streifzug in die Geschichte der Niederlande genöthigt hat, wurde hier, noch einmal, versucht, dem Gedicht, dessen Burgthor sich erst dem des Ereignisses Rundigen entriegelt, die andächtigste Liebe,

nicht fröstelnde Ehrfurcht nur, der Landsmannschaft zu erwerben. Der Fürst von Gaure wagt, dem Statthalter seines Königs, dem Dictator ins Unthümlich zu rufen: „Wie selten kommt ein König zu Verstand! Und sollen sich Viele nicht lieber Vielen vertrauen als Einem?“ Dem Enkel der Grafen Egmont, die Herzoge von Geldern waren, ist Freiheit göttlich. „Mit blutbefleckten Sohlen trat sie vor mir auf, die wehenden Falten des Saumes mit Blut besetzt. Es war mein Blut und vieler Edlen Blut. Nein, es ward nicht umsonst vergossen. Schreiet durch! Braves Volk! Die Siegesgöttin führt Dich an. Und wie das Meer durch eure Dämme bricht, so brecht, so reißt den Wall der Tyrannei zusammen und schwemmt ersäufend sie von ihrem Grunde, den sie sich anmaßt, weg!“ Possas bitterstes Wort, nur sich selbst dürfe der in Monarchie Heimische lieben, hatte nicht so spitzen Stachel wie das gelinde, das Alba von Egmont hört.

Kann Belgiens kelto-islamisches Mischvolk im Ernst behaupten, daß ihm die Deutschen stets Feinde waren? Sie gaben ihm den Beschreiber und den Dichter niederländischen Ringens um Freiheit. Sie hinderten die Einverleibung Belgiens in Frankreich, das Preußens Zustimmung mit einem Schutz- und Trutzbündniß, mit Genossenbürgschaft für alles bis in den Tag von Königgrätz Erworbene, mit sechs Menschenmillionen bezahlen wollte. Sie halfen ihm in das Besitzrecht auf den Kongostaat. Hat Wuth jeden Halm aus dem Gedächtniß des Nachbars gejätet?

Thiers hatte in seiner Geschichte der Französischen Revolution gesagt, Pitt habe das ärgste Verbrechen der Revolutionäre darin gesehen, daß sie die Niederlande in Frankreich einzwängten, die fruchtbarsten und die durch Gewerbe reichsten Provinzen, die Mündungen der Schelde, der Maas, des Rheins an sich rissen, ihre Seelüste so weit streckten, daß sie die schuhlosen Ufer von Essex, Suffolk, Norfolk, Northshire bedrohte, Holland zur Hinnahme französischer Einflusses nöthigten und England mit einem Gurtfeindlicher Uferstaaten einzuschnüren vermochten. Der erste Belgierkönig Leopold schrieb diese Säge ab und schickte das Blatt an Victorians Minister Palmerston nach London; zuvor hatte er an den Rand die Mahnung gesetzt: „Hollands Unabhängigkeit steht und fällt mit Belgien. Durch die Besetzung von Ostende, Antwerpen, des Rupel würde Großbritanniens Seeherrschaft gefährdet und der innere Friede des Inselreiches zerstört.“ Die Einfügung

Belgiens wäre obendrein nur das Vorspiel zu der seit Jahrhunderten von Frankreich erstrebten „Rücknahme“ des linken Rheinufers. Wo Pipin der Kleine und Napoleon der Große im Hoheitsrecht handelten, muß auch das Dritte Kaiserreich gebieten; und über Jeden hinwegstampfen, der ihm seine „natürlichen Grenzen“ zu bestreiten wagt. Warum giebt Belgien Geld für Festungsbauten aus, da es nach den Regeln der Vernunft doch keinen Feind haben wird, nach dem Wortlaut der Neutralitätsverträge keinen haben kann? Nie darf Antwerpen ein Brückenkopf werden, der britischen Truppen die Landung erleichtert. Als Frankreich dem Sardinienkönig Savoyen sammt Nizza genommen hat, warnt Lord Granville vor einem Erobererzug ins Rheinthal; spricht im Unterhaus John Russell: „Der Friede und die Organisation Europas sind nie sicher gesichert, wenn heute diese, morgen jene Annexion zu fürchten ist. Mächte, die sich für Friedensbürger ausgeben, dürfen nicht über die Grenze ihrer Nachbarn greifen, sondern müssen überall fremdes Recht achten und sich um Festigung, nicht um Erschütterung des Vertrauens bemühen.“ In der Morning Post steht: „Ein Vertrag, aber auch unsere europäische Machtposition zwingt uns, Belgiens Unabhängigkeit zu vertheidigen.“ Siegt Oesterreich über Preußen, so streckt Frankreich sich bis an den Rhein. Da Verdienst und Glück sich anders verketten, muß Sadowa gerächt werden. Für Kleinstaaten ist in Europa nicht mehr Raum; daß nur den Großen die Zeit noch günstig sei, ist schon auf Sankt-Helena offenbart worden. Der Kaiser ist jeder „Nationalität“ ein gütiger Schützer; doch belgische Nationalität giebt es nicht. Preußen wird zufrieden sein, wenn es weiß, daß Louis Napoleon nicht nach den Rheinprovinzen trachtet (deren Vertreter in Oberingelheim laut den Entschluß angekündet haben, fest zu Deutschland zu stehen) und die nothwendige Reichsmehrung in Belgien und Luxemburg sucht. Jules Favre wird niedergebrüllt, als er in der Kammer von den Ministern das Versprechen fordert, die beiden Länder nicht anzutasten. Der Kriegsminister Marschall Niel fährt nach Maaubeuge, um die Vorbedingungen des Einbruchs zu prüfen. An Preußens Willfährigkeit ist nicht zu zweifeln. Gewiß nicht? Kühn lehnt Bismarck das von Benedetti ihm gebrachte Angebot ab; trotzdem die Annahme ihm Frieden erkaufen würde. Nie kann der Kaiser, der sich als Verhuels Sohn und drum als Nieder-

länder fühlen darf, verzeihen. Der Zwist über die Spavierkrone ist ihm und seinem Klüngel bequemer Vorwand. Das Ziel: Preußen zu züchtigen, die Erinnerung an Belle-Alliance und Königgrätz zu tilgen und durch neuen Machtglanz dem morschen Kaiserreich das Herz des murrenden Volkes zurückzugewinnen. Aus dem Aufruf zum Krieg funkelt der Satz: „Preußen, dem wir uns in und nach dem Krieg von 1866 höchst freundlich erwiesen, hat unserem geduldigen Wohlwollen die Anerkennung geweigert.“ (Richtiger wäre gewesen: Preußen will nicht zuschauen, während wir Belgien verschlingen.) Dreiundzwanzigster Juli 1870.

Zwei Tage danach liest England, dessen Gespräch seit einer Woche das Bangen um Belgiens Neutralität andeutet, in den „Times“ einen Vertragstext, „dem, seit der Militariemus des Ersten Kaiserreiches zerbrochen wurde, aus der Europäergeschichte nichts irgendwie Ähnliches zu gesellen wäre.“ Fünf Artikel. Der Franzosenkaiser bestätigt Preußens Machtzuwachs; verpflichtet sich zu Anerkennung eines nord- und süddeutschen Staatenbundes mit gemeinsamem Parlament; und schließt zu Schutz und Trutz ein Bündniß mit dem König von Preußen, der ihm die Erlangung Luxemburgs erleichtern und mit allen Wehrmitteln bestehen wird, wenn die Umstände den Einmarsch französischer Truppen in Belgien und die Eroberung dieses Königreiches heischen. Die Herrscher verbürgen einander ungeschmälernten Landbesitz und werden in Angriffsgefahr ohne Säumen das zu kriegerischer Abwehr Nothwendige gemeinsam beschließen. Diesen Vertrag hat, im Frühjahr 1867, der Gesandte Graf Benedetti Herrn von Bismarck angeboten. Fälschung? Das Faktumile, das der „Graphic“ verbreitet, kommt aus der Werkstatt zweier Hoflithographen. Britanniens Zorn heult so wild auf, wie unser Ohr ihn erst nach dem Lusitanatag hörte. Noch am selben Abend fragt D'Israeli, ob die Regierung ihrer Pflicht eingedenk sei und Auskunft über einen Vorgang geben wolle, der die Oeffentliche Meinung tief erschreckt habe. Gladstone antwortet: er wisse nicht, woher und auf welchem Weg der Vertrag in die Zeitung gelangt sei, und erwarte über die sehr ernste Sache aus Paris und Berlin rasche Aufklärung. Am sieben- und zwanzigsten Juli sagt Herr de Lavalette, Napoleons Gesandter, im Auswärtigen Amt: Darüber ist geplaudert, doch nie ernsthaft verhandelt und der Plan schließlich von beiden Kabinetten

verworfen worden. Ollivier, der in einem Brief an die pariser Presse Alles geleugnet hat, wird von Bismarck's Telegramm an Bernstorff widerlegt. Da steht, was Granville, was England schnell hören soll. Im Juni 1866 hat Frankreich für ein Gebiet zwischen Rhein und Mosel dreihunderttausend Mann (gegen Oesterreich) und Landgewinn angeboten; im Frühling 1867 den Vertrag über Belgien, den Benedetti selbst, auf Gesandtschaftspapier, vom ersten bis zum letzten Wort schrieb und corrigirte. Die Veröffentlichung sollte Frankreich hindern, nach der Mobilmachung den Plan Benedetti's aus dem Aktenschrant zu holen und Friedensschluß auf Belgiens Kosten vorzuschlagen. Das berliner Diplomatencorps könne sich von der Echtheit des Dokumentes leicht überzeugen. Neue pariser Ausrede veritönt ohne Widerhall. Der alte Guizot schreibt an den Herausgeber der „Times“: „In einem Labyrinth gewissenlos wirrer Verhandlungen wollte die Regierung Napoleons während der letzten vier Jahre die zu Krieg gegen Preußen günstige Gelegenheit erlauern oder diesem Krieg ausbiegen. Das wäre durch Landgewinn möglich geworden, der die Eitelkeit des Kaisers gefüttert und ihm die Ruhe wiedergegeben hätte.“ Die ist verthan. Im mehler Hauptquartier unterzeichnet der Geängstete den Aufruf, aus dem sich der (seitdem speckig gewordene) Satz spreizt: „An unserem Sieg hängt das Schicksal der Freiheit und Civilisation!“ Der Herzog von Gramont versucht, der Salatskunst Bismarck's die Schuld zuzuschreiben. Der abgefeimte Preuße wollte Frankreich in die Annexion der Westschweiz und Belgiens verleiten und für seine Heiferleistung dann hohen Preis einstreichen. Benedetti bestätigt, daß seine Tugend verführt werden sollte, doch keusch widerstand. (Die starre Tugend des arglosen Gemüthes, das dem Grafen Cavour das schöne Savoyerland erpreßt hatte und den bescheidenen Preußenkönig in Ems unanständig belästigte.) Die hastig gewebten Wortschleier zerseht Bismarck's Note an die Vertreter der norddeutschen Bundesstaaten. Im Ton getroster Ruhe wird die Geschichte des Vertrages erzählt. Elf Gesandte haben die Handschrift Benedetti's er'annt. Der letzte Zweifel schwindet. Ist Belgien noch bedroht? England verheißt ihm Schutz. >

Am ersten Augusttag fordert die Regierung Ihrer Majestät vom Parlament einen Zuschlagkredit; zwei Millionen Pfund Sterling werden ihr gestatten, für die Dauer des deutsch-französischen Krieges das Heer um zwanzigtausend Mann zu vermeh-



ren. (Der in Ziffern von heute Eingewöhnte glaubt, einer Mär aus Lanzknechtzeit zu lauschen.) D'Israeli: „Aus kunstvoll geschmiedetem Planen eines von keiner Schranke gehemmten Ehrgeizes ist Krieg geworden. Der Vertrag, der uns zwingt, Belgiens Neutralität zu schützen, ist nicht ein Erbstück aus den finsternen Tagen Pitts und Castlereaghs. Er entstand in der Zeit des Friedens, der Reformen und sparsamer Haushaltung. Die Führer der Liberalen haben ihn mitberathen und danach die Vollziehung empfohlen. Jede Regierung hat, als ein Lebensinteresse Britaniens, die Nothwendigkeit erkannt, daß der von Dänkirchen und Ostende bis an die Nordseeinseln reichende Theil der Festlandsküste freien, in Frieden gedeihenden Volksgemeinen gehöre, nicht einer großen Militärmacht, die vom Geseß ihres Daseins in die Sucht nach Vorherrschaft getrieben wird. Da die von uns verbürgte Neutralität noch nicht verletzt, noch, hoffe ich, nicht einmal gefährdet ist, brauche ich in dieser Stunde nur der Gewißheit Ausdruck zu geben, daß England seine Pflicht erfüllen und das Recht freier Völker stets wahren wird.“ John Russell: „Wo sich um ihr Recht und Gebiet handelt, sind die Franzosen ungemein empfindlich; leicht aber vergessen sie, was sie anderen Mächten schulden. Aus heftiger Eifersucht blicken sie lange schon auf das Wachstum Preußens, fürchten, daß dieser Staat sie im Vorrang europäischer Nationen ablösen werde, und möchten sich bis an die Rheingrenze dehnen. Dieser Drang bedroht auch Belgien, dem wir uns mit heiligem Wort verpflichtet haben. Wir müssen Belgien vertheidigen. Wenn wir uns dazu bereit zeigen, wird Frankreich, wird Preußen die Neutralität achten. Die Entwürfe und Zettelereien wurden nur möglich, weil unser Wille nicht erkennbar ward. Da nur zwischen Ehre und Schmach die Wahl bleibt, kann ich nicht zweifeln, daß die Regierung sich auf dem Pfad der Ehre halten wird; nur er ist unseres Volkes würdig und jeder andere müßte uns bald aus der Großmachtsstellung verleiten. Bonaparte hat die Bedeutung Antwerpens richtig eingeschätzt, als er eine Englands Herz bedrohende Pistole nannte. Seit er den Einfall in unser Land plante, ist die Bedeutung dieses Hafens noch gewachsen. Napoleon wollte in Boulogne starke Geschwader sammeln und von dort aus unsere Insel überfallen. Niemand wird heute noch an die Wirksamkeit solchen Unternehmens glauben. Anders wäre ein von der Schelde ausgehender Angriff zu beur-

theilen. Die Tiefe des Wassers gestattet da die Schaarung einer gewaltigen Flotte. Jetzt haben wir nur zu bedenken, wie Belgien, Europa, die Welt von unserer Bereitschaft zu redlicher Pflichterfüllung zu überzeugen ist. Diese Bereitschaft, spricht Granville, vor den Peers, deutlicher aus als Gladstone vor den Commons. Am neunten August wird in London ein neuer Vertrag unterzeichnet, der bis an das Ende des zwölften Monats nach der Ratifikation des franko-deutschen Friedenspactes den König von Preußen und den Kaiser der Franzosen noch einmal zugewissenhafter Wahrung der belgischen Neutralität verpflichtet und wider den Brecher dieses Gelöbnisses dem anderen Reich den Beistand der britischen Wehrmacht sichert. Ohne auf einen anderen Kriegsschauplatz überzugreifen, wird Großbritannien mit Flotte und Heer dem Kämpfer helfen, der Belgiens Neutralität und Unabhängigkeit verteidigt. Im Unterhaus preist Osborne den Vertrag. „Nicht nur vom Interesse unseres Landes ließen wir uns leiten. Wenn dieses kleine Volk, das eine große Geschichte und ein heißes Nationalgefühl hat, nach der Gewährung jeder möglichen Freiheit von fremder Hier verschlungen würde, schlage jedem öffentlichen Recht, jedem Gesetz, das bis heute die Völker band, morgen die Todesstunde. Und hätte England, mit seinem Ansehen und Vermögen, müßig so frevler Befudlung der Menschheitsgeschichte zugeschaut: nicht eine Stimme könnte es von der Mischuld freisprechen.“ Leopold der Zweite und sein Minister D'Anethan danken in der brüsseler Kammer dem Schützer, von dessen Inselthron der Wille zur Lebensrettung über den Kanal winkte. Nicht den Preußen. Was aber wäre geworden, wenn Bismarck sich 1867 in den Länderschacher bequemt oder 1870 nicht, durch die Veröffentlichung der Antragsurkunde, Frankreich abgeschreckt und England aufgeschreckt hätte? Nicht einen preussischen Schornstein, nicht eine Fußbreite neutralen Bodens ließ er sich abschmeicheln, abdrohen. Und antwortete, in den Urgonnen, dem Engländer, der ihn gefragt hatte, ob er vielleicht, wie Louis Napoleon erzähle, nach Holland schiele: „Daran, lieber Herr, denkt bei uns höchstens irgendein Gesellschaftsprofessor. Holländer sind nicht Deutsche; und über die Einung der Deutschen streben wir nicht hinaus.“ Wird das Gedächtniß der Niederländer einst wieder des Nebels ledig, dann dämmert wohl die Erkenntniß, daß auch einem Preußen ihr Dank gebührt.



Die bewährte  
Drahtlampe

# Osram

### Die konträre Sexualempfindung

von Dr. med. Magnus Hirschfeld.  
1100 S. Preis geb. M. 12.—, geb. M. 14.—.  
Dieses Buch ist das einzige und erschöpfendste Spezialwerk über die Homosexualität des Mannes u. des Weibes. Namentlich ist es das erste, daß die homosexuelle Frau in allen Eigenarten ihres Lebens und Wesens in so eingehender Weise geschildert wird. Zu beziehen vom Verlag Louis Marcus, Berlin W 18, Passauerstraße 65a.

Dr. Möller's **Diätet Kur** herausg. von  
**Sanatorium** Dresden-Gohlis **nach Schroth** Lehrer, Kranzsch  
W. Fährteung I. Minibarbenstraße; pro Tag 5 Mk.

### Sanatorium Bühlau

bei Dresden.  
Stets geöffnet. Prospekte frei.

## Die neue Kriegsanleihe.

Vorteilhafte Einzahlungsbedingungen.

Wann ist die gezeichnete Kriegsanleihe zu bezahlen? Auf diese Frage hat die von uns veröffentlichte Zeichnungsaufforderung bereits Auskunft gegeben. Es dürfte indes von Interesse sein, zu zeigen, wie sehr bei den festgesetzten Zahlungsterminen auf die Interessen und Wünsche des Zeichners Bedacht genommen ist.

Zunächst sollen alle die, die schon jetzt über flüssige Mittel verfügen oder bis zum Ablauf des Monats September die erforderlichen Gelder flüssig machen und sofort in den Genuß der hohen Zinsen treten wollen, bereits am 30. Sept. die Möglichkeit haben, Vollzahlung zu leisten. In diesem Falle würde jemand, der z. B. 1000 M. 5prozentige Reichsanleihe gezeichnet hat, die Zinsen für die Zeit vom 1. Oktober 1916 bis zum 31. März 1917 sofort mit 2½ % vergütet erhalten, also nur 930 M.

abzüglich 25 M.) 955 M., für Schuldbuchzeichnungen 953 M., aufzubringen haben. Wer im September noch keine freien Mittel hat, wohl aber alsbald nach dem Vierteljahreswechsel Geld einnimmt, ist in der Lage, an jedem beliebigen Tage sein Geld zinsstragend anzulegen, d. h. zur Einzahlung auf die Kriegsanleihe zu benutzen. Erster Pflichtzahlungstermin — für die Zeichnungen bei der Post gelten besondere Bestimmungen — ist der 18. Oktober; an diesem Tage müssen 30 % des dem Zeichner zugewiesenen Betrages an Kriegsanleihe bezahlt werden, wobei Voraussetzung ist, daß die Summe des fällig gewordenen Teilbetrages wenigstens 100 M. ergibt. Infolge dieses Vorbehalts beginnt bei ganz kleinen Zeichnungen die Einzahlungspflicht nicht schon am 18. Oktober, sondern an einem der späteren Termine, die folgendermaßen festgesetzt sind: 20 % des zugewiesenen Betrages am 24. November dieses Jahres, 25 % am 9. Januar 1917 und 25 % am 6. Februar 1917. Hat jemand z. B. 100 M. Kriegsanleihe gezeichnet und zugeweiht erhalten, so sind diese 100 M. am 6. Februar 1917 zu bezahlen. Bei einer Zeichnung auf 200 M. Kriegsanleihe sind je 100 M. am 24. November 1916 und am 6. Februar 1917 zu bezahlen. Bei einer Zeichnung auf 300 M. Kriegsanleihe sind zu bezahlen: 100 M. am 24. November dieses Jahres, 100 M. am 9. Januar und 100 M. am 6. Februar nächsten Jahres. Wer hingegen z. B. 2000 M. Kriegsanleihe zugeweiht erhalten hat, muß 600 M. Kriegsanleihe am 18. Oktober, 400 M. am 24. November und je 500 M. Kriegsanleihe am 9. Januar und 6. Februar nächsten Jahres bezahlen.

Bemerkenswert ist, daß der Monat Dezember überhaupt keinen Pflichtzahlungstermin enthält.

Ebenso wie schon vor dem Pflichtzahlungstermin die Vollzahlung geleistet werden kann, ist es zulässig, Teilzahlungen vor dem Pflichtzahlungstermin vorzunehmen, jedoch immer nur in runden durch 100 teilbaren Beträgen des Nennwertes der Anleihe. Bei sämtlichen Einzahlungen auf die 5prozentige Reichsanleihe werden, wie schon oben erwähnt, 5 % Stückzinsen vom Zahlungstage, frühestens vom 30. September 1916 ab, zugunsten des Zeichners verrechnet. Das erklärt sich daraus, daß der Zinsenlauf der 5prozentigen Reichsanleihe erst am 1. April 1917 beginnt, während der Zeichner Anspruch darauf hat, sofort in den Genuß der Zinsen zu treten. Bei den neuen Reichsschatzanweisungen beginnt der Zinsenlauf am 1. Januar 1917. Hier kommt infolgedessen eine Vergütung von Stückzinsen (und zwar in Höhe von  $4\frac{1}{2}$  %) zugunsten des Zeichners nur bei den bis zum 30. Dezember 1916 geleisteten Zahlungen in Betracht.

Besondere Bedingungen gelten für die Einzahlungen auf Zeichnungen, die bei den Postanstalten erfolgen. Hier kann die Vollzahlung zwar auch schon am 30. September vorgenommen werden, sie muß jedoch am 18. Oktober geleistet sein; Teilzahlungen sind nicht zulässig. Für jede 100 M. 5prozentige Reichsanleihe (Zeichnungen auf Schatzanweisungen werden bei der Post nicht angenommen) müssen, falls die Zahlung am 30. September erfolgt, 95,50 M. bezahlt werden und falls die Zahlung am 18. Oktober erfolgt, 95,75 M. Der an sich schon während des Krieges stark vergrößerte und erschwerte Betrieb bei den Postanstalten macht es unmöglich, die Arbeit bei der Post dadurch wesentlich zu steigern, daß dort auch noch nach dem 18. Oktober Einzahlungen angenommen werden können.

Wer über irgendeine Frage, die mit der Kriegsanleihe zusammenhängt, im Zweifel ist, wird an allen Stellen, an denen gezeichnet werden kann, bereitwilligst Auskunft erhalten. Jedenfalls sollte niemand, etwa aus dem Grunde, weil er sich über den einen oder den anderen Punkt nicht im klaren ist, von der Beteiligung an der Kriegsanleihe absehen. Es ist die Pflicht eines jeden Deutschen, an dem Erfolge der Zeichnung auf die 5. Kriegsanleihe nach besten Kräften mitzuwirken.

**Autoren.** Verlag nimmt Manuskripte.  
Anfrage an Lektor **O. M.**  
**Dresden-Bl.,** Friedrich-August-Str. 11.



**Steuerberatung**

In all' Ihren  
**Steuersachen** vertritt und berät  
Sie fachmännisch  
das **Steuerkontor** G. m. b. H.  
Berlin SW. 11, Großbeerenstr. 95  
Tel.: Amt Lützow 7985  
Prespekt. „D“ frei.

*In  
Ihren Hörsälen  
erfolgt man Halling  
durch die  
Woffische  
Zeitung  
Berlin SW 68, Villflügelstr.*

Korporation der Kaufmannschaft von Berlin

## Handels-Hochschule Berlin

Das amtliche Verzeichnis der Vorlesungen und Übungen im Winter-Semester 1916/17 nebst Stundenübersicht ist erschienen und kann zum Preise von 80 Pfg. durch den Verlag von GEORG REIMER, BERLIN W. 10, oder vom Sekretariat der Handels-Hochschule (Berlin C. 2, Spandauer Straße 1) bezogen werden.

Erste Immatrikulation: Donnerstag, den 26. Oktober. Beginn der Vorlesungen und Übungen: Montag, den 30. Oktober.

Der Rektor: Eitzbacher.

**Verlag von Carl Reissner, Dresden**

Sieben erscheint:

## Thomas Dingstäde

Roman aus der Zeit vor dem Kriege von

**Werner von der Schulenburg**

Preis geheftet M. 5,—, gebunden M. 6,—

*Eine glänzende, ebenso spannende wie künstlerisch wertvolle Gesellschaftschilderung aus den Jahren der Hamburger Wahlrechtskämpfe 1905/6. Sozialismus, Kapitalismus, Judentum, Künstler und Gelehrte im Kampf um eine große Idee: das ist der Inhalt dieses vor dem Kriege beendigten, wahrhaft prophetischen Buches. Jeder, der sich für die Vorgeschichte des Krieges interessiert, muß dieses packende, künstlerische »Weißbuch« gelesen haben.*

# Schafft das Gold zur Reichsbank!

## Vermeidet die Zahlungen mit Bargeld!

### Jeder Deutsche, der zur Verringerung des Bargeldumlaufs beiträgt, stärkt die wirtschaftliche Kraft des Vaterlandes.

Mancher Deutsche glaubt seiner vaterländischen Pflicht völlig genügt zu haben, wenn er, statt wie früher Goldmünzen, jetzt Banknoten in der Geldbörse mit sich führt oder daheim in der Schublade verwahrt hält. Das ist aber ein Irrtum. Die Reichsbank ist nämlich gesetzlich verpflichtet, für je Dreihundert Mark an Banknoten, die sich im Verkehr befinden, mindestens Hundert Mark in Gold in ihren Kassen als Deckung bereitzuhalten. Es kommt aufs gleiche hinaus, ob hundert Mark Goldmünzen oder dreihundert Mark Papiergeld zur Reichsbank gebracht werden. Darum heißt es an jeden patriotischen Deutschen die Mahnung richten:

## Schränkt den Bargeldverkehr ein!

### Beredelt die Zahlungssitten!

Jeder, der noch kein Bankkonto hat, sollte sich sofort ein solches einrichten, auf das er alles, nicht zum Lebensunterhalt unbedingt nötige Bargeld sowie seine sämtlichen laufenden Einnahmen einzahlt.

Die Errichtung eines Kontos bei einer Bank ist kostenfrei und der Kontoinhaber erhält sein jeweiliges Guthaben von der Bank verzinst.

Das bisher übliche Verfahren, Schulden mit Barzahlung oder Postanweisung zu begleichen, darf nicht das herrschende bleiben. Richtig sind folgende Verfahren:

**Erstens** — und das ist die edelste Zahlungssitte —

### Uebertweisung von Bank zu Bank.

Wie spielt sich diese ab?

Der Kontoinhaber beauftragt seine Bank, der Firma oder Privatperson, der er etwas schuldet, den schuldigen Betrag auf

deren Bankkonto zu überweisen. Natürlich muß er seiner Bank den Namen der Bank angeben, bei welcher der Zahlungsempfänger sein Konto unterhält. Jede größere Firma muß daher heutzutage auf dem Kopf ihres Briefbogens vermerken, bei welcher Bank sie ihr Konto führt. Außerdem gibt eine Anfrage am Fernsprecher, bisweilen auch das Adreßbuch (z. B. in Berlin und Hamburg) hierüber Aufschluß.

Weiß man nur, daß der Zahlungsempfänger ein Bankkonto hat, kann aber nicht feststellen, bei welcher Bank er es unterhält, so macht man zur Begleichung seiner Schuld von dem Scheckbuch Gebrauch.

### Zweitens

#### **Der Scheck mit dem Vermerk „Nur zur Verrechnung“.**

Mit dem Vermerk „Nur zur Verrechnung“ kommt zum Ausdruck, daß der Zahlungsempfänger keine Einlösungen des Schecks in bar, sondern nur die Gutschrift auf seinem Konto verlangen kann. Bei Verrechnungsschecks ist auch die Gefahr beseitigt, daß ein Unbefugter den Scheck einlösen kann, der Scheck kann daher in gewöhnlichem Brief, ohne „Einschreiben“ versandt werden, da keine Barzahlung seitens der bezogenen Bank erfolgen darf. Nach den neuen Steuergesetzen fällt der bisher auf dem Scheck lastende Scheckstempel von 10 Pfg. vom 1. Oktober d. J. an fort.

### Drittens

#### **Der sogenannte Barscheck, d. h. der Scheck ohne den Vermerk „Nur zur Verrechnung“.**

Er kommt dann zur Anwendung, wenn der Zahlungsempfänger kein Bankkonto besitzt und daher bare Auszahlung verlangen muß. Er wird in dem Maße aus dem Verkehr verschwinden, als wir uns dem ersehnten Ziel nähern, daß jeder Mann in Deutschland, der Zahlungen zu leisten und zu empfangen hat, ein Konto bei dem Postscheckamt, bei einer Bank oder einer sonstigen Kreditanstalt besitzt.

#### **Darum die erste Mahnung in ernster Zeit:**

Schaffe jeder sein Gold zur Reichsbank!

Mache jeder von der bankmäßigen Verrechnung Gebrauch!

Sorge jeder in seinem Bekannten- und Freundeskreis für Verbreitung des bargeldlosen Verkehrs!

Jeder Pfennig, der bargeldlos verrechnet wird, ist eine Waffe gegen den wirtschaftlichen Vernichtungskrieg unserer Feinde!

# Wildunger Helenenquelle

wird seit Jahrzehnten mit grossem Erfolge zur Haustrinkkur bei Nierengries Gicht, Stein, Eiweiss und anderen Nieren- und Blasenleiden verwandt. Nach den neuesten Forschungen ist sie auch dem Zuckerkranken zur Ersetzung seines täglichen Kalkverlustes an erster Stelle zu empfehlen. — Für angehende Mütter und Kinder in der Entwicklung ist sie für den Knochenaufbau von hoher Bedeutung.

== 1915 = 9306 Badegäste und 1,800,738 Flaschenversand. ==

Man verlange neueste Literatur portofrei von den

**Fürstl. Wildunger Mineralquellen, Bad Wildungen 4.**

Bei **Gicht** **LITHIONWASSER**  
 nimmt  
 nach Vorschrift des Geheimrats Dr. Jung. — 10 Flaschen Mk. 5.— Nachnahme.  
**M. Knoll, Magdeburg 1, „Im Raben“.**

# Salzbrunner Oberbrunnen

seit Jahrhunderten

**heilbewährt** bei **Katarrhen, Gicht**  
 und **Zuckerkrankheit**

Versand durch **Gustav Striebold, Bad Salzbrunn i. Schl.**

Denkt  
 an uns! Sendet

Deutscher  
 Torpedobootsdurchbruch



## Salem Aleikum

(Hohnmundstück)

## Salem Gold Zigaretten.

(Goldmundstück)

**Willkommenste Liebesgabe!**

Preis: N<sup>r</sup> 3 $\frac{1}{2}$  4 5 6 8 10

4 5 6 8 10 12 Pf. d. Stück, einschließlich Kriegsaufschlag

20 Stück, feldpostmäßig verpackt, portofrei!

50 Stück, feldpostmäßig verpackt, 10 Pf. Porto!

Orient. Tabak- u. Cigarettenfabr. **Venedize Dresden**  
 Joh. Hugo Zietz, Hoflieferant S.M.d. Königs v. Sachsen.



Trustfrei!





# Kadewe **BÜCHER**-Angebot

Versand-Abteilung

Restauffagen. Antiquar. Werke

- A. Schreiber, Mutterschaft.** Ein Sammelwerk I. die Probleme des Weibes als Mutter. Einleit. v. L. Braun. 371 Abbild. Gbd. Ladenpreis 25.00 jetzt **12.50**
- A. Schreiber, Das Buch vom Kinde.** Sammelwerk für die wichtigsten Fragen der Kinderheit 682 Seit. Illustr. Gebunden. Ladenpreis 18.00 . . . . . jetzt **6.80**
- Judentaufen.** Von W. Sombart, F. Neumann u. a. Geheftet. Ladenpreis 2.00 . . . . . jetzt **95 Pf.**
- M. Raymond, Illustrierte Entwicklungsgeschichte der Natur.** Mit ca. 500 Abbildung. Sternkarte, Landkarte usw. 726 S. Gebunden. Ladenpreis 3.50 jetzt **1.95**
- J. Riem, Illustrierte Himmelskunde.** Einpopul. Astronomie. Reich illustr. 475 Seit. Gbd. Ladenpr. 3.50 jetzt **1.95**
- Aus Goethes Prosa. Kleine Dichtungen und Aufsätze.** Ausgew. v. Prof. Kinzel. Mit Abbildungen, Beilagen u. 1 Titelgrav. 192 Seit. Gbd. Ladenpr. 2.-5 jetzt **1.25**
- R. P. Hearne, Der Luftkrieg.** Mit vielen Bildern. Plänen und alten Stichen. 205 Seiten. Ladenpreis 8.00 jetzt **1.25**
- Th. Fontane, Havelland.** Die Landschaft um Spandau-Potsdam-Brandenburg. Illustrierte Ausg. Hrg. von F. v. Zobellitz. 482 S. Gbd. Ladenpr. 12.00 jetzt **4.85**
- O. J. Bierbaum, Stella Antonia.** Ein Schausp. Ladenpr. 2.00 jetzt **1.65**
- Sonderbare Geschichten,** 2 verschiedene Bände. Gebunden. Ladenpreis 4.00 . . . . . jetzt **1.65**
- H. v. Petersdorff, König Friedr. Wilhelm IV.** Gebunden. . . . . Ladenpreis 5.00 . . . . . jetzt **2.85**
- J. Hartmann, Schillers Jugendfreunde.** Illustriert. Gebunden. Ladenpreis 5.00 . . . . . jetzt **2.85**
- Briefwechsel zwischen Schiller und W. von Humboldt.** Mit Anm. v. A. Leitzmann. Gbd. Ladenpr. 8.00 jetzt **2.00**
- R. Hessen, Die Prostitution in Deutschl.** Geb. Ladenpr. 3.00 jetzt **1.80**
- O. E. Martleben, Logaubüchlein.** Geheftet. Ladenpreis 2.50 jetzt **95 Pf.**
- H. v. Poschinger, A'so sprach Bismarck.** 8 Bde. Geb. Ladenpr. 26.00 jetzt **6.50**
- Gebunden.** Ladenpreis 21.50 . . . . . jetzt **3.90**
- Prof. Dr. W. Oels, Der Mensch und das Tierreich.** Mit 525 zum Teil farbigen Abbildungen und 36 Tafeln. 470 Seiten. Gebunden. Ladenpreis 6.00 jetzt **2.65**

**Tolstoi, Graf Leo**

Ausgewählte Erzählungen. 8 Bde. Band 1: Die Kosaken. Familien-gluck. Band 20: Auferstehung. Im Schneesturm. König Assarhaddon. "Tolstoi, Graf Leo" . . . . . jetzt **1.95**

## Die illustrierten Montanusbücher

8 verschiedene Bände, jeder Band geschmackvoll kartoniert

- Deutschlands Eroberung der Luft.** Die Entwicklung deutschen Flugwesens an Hand von 315 Wirklichkeitsaufnahmen. Dargestellt von Ingenieur V. Hackenberger. Geleitwort von Hellm. Hirth.
- Belgien sonst und jetzt.** Ueber 200 Bilder a. d. Lande zwischen Maas und Schelde nebst einer Einführung von Tony Kellen.
- Bismarck.** Des eisernen Kanzlers Leben in annähernd 200 Bildern nebst einer Einführung herausgegeben von V. Stein.
- Oesterreich-Ungarn im Weltkrieg.** Wirklichkeitsaufnahme zusammengestellt von M. Bauer.

Ladenpreis früher **2.40 M.**

jetzt jed. Band

**95**

Pfennig

- Deutschlands Taten zur See.** Die deutsche Beteiligung zur See von ihren Ursprüngen bis zum Weltkrieg. Verfasst und durch 241 Bilder erläutert von Kapitän z. S. a. D. Wittener.
- Um Vaterland und Freiheit.** Wirklichkeitsaufnahmen aus dem großen Krieg nebst Einführung. Herausgegeben von W. Stein. 2 verschiedene Bände.
- Deutsche Heerführer in großer Zeit.** Ein Buch vom Werden und Wachsen, vom Tat und Arbeit unserer Führer in Deutschlands größter Zeit. Gegen 300 Aufnahmen sarnest aus Familienbesitz.

Wir empfehlen unsere jetzt räumlich bedeutend vergrößerte

**LEIHbibliothek**

einer besonderer Beachtung. — Neuerscheinungen in großer Auswahl. Romane. — Wissenschaftliche Werke. Ausländ. Literatur.

# Kaufhaus des Westens **6 m. b. f.**

Berlin W 50

Tauentzentrstraße 21-24

# 4% Anleihe der Schiff- und Maschinenbau- Aktiengesellschaft „Germania“ jetzt Fried. Krupp Aktiengesellschaft Germaniawerft in Kiel-Gaarden.

Die am 1. Oktober 1916 fälligen Zinsscheine und Teilschuldverschreibungen dieser Anleihe werden vom Fälligkeitstage ab eingelöst:

in Kiel bei der Hauptkasse von Fried. Krupp Aktiengesellschaft  
Germaniawerft,

„ Essen „ „ Hauptkasse von Fried. Krupp Aktiengesellschaft,

„ „ „ „ Essener Credit-Anstalt,

„ „ „ „ Direction der Disconto-Gesellschaft, Filiale Essen,

„ Berlin „ „ Dresdner Bank,

„ „ „ „ Berliner Handels-Gesellschaft,

„ „ „ „ Deutschen Bank,

„ „ „ „ Direction der Disconto-Gesellschaft,

„ „ „ „ dem Bankhause Delbrück Schickler & Co.,

„ Köln „ „ „ Deichmann & Co.,

„ Frankfurt a. M. bei der Dresdner Bank in Frankfurt a. M.,

„ „ „ „ Deutschen Bank, Filiale Frankfurt a. M.,

„ „ „ „ Direction der Disconto-Gesellschaft.

## Bank für Handel und Industrie

(Darmstädter Bank)

Berlin — Darmstadt

Breslau Düsseldorf Frankfurt a. M. Halle a. S. Ham-  
burg Hannover Leipzig Mainz Mannheim München  
Nürnberg Stettin Strassburg i. E. Wiesbaden

Aktien-Kapital und Reserven 192 Millionen Mark

Centrale: Berlin, Schinkelplatz 1-4

30 Depositenkassen und Wechselstuben in Berlin und Vororten

Ausführung aller bankmässigen Geschäfte

# Grunewald- Rennen.

Vierzehnter Tag

Sonntag, den 24. September, nachm. 2½ Uhr

7 Rennen;

u. a.:

## Deutsches Saint-Leger

Preise 40 000 M.

---

### Preise der Plätze:

Logen: 1. Reihe 15 M., 2. Reihe 14 M., 3. Reihe 12 M.

I. Platz: Herren 10 M., Damen 6 M., Kinder 2 M.

Sattelplatz: Herren 6 M., Damen 4 M. II. Platz: 3 M.,

Kinder 1 M. Terrasse: 2 M., Kinder 1 M. III. Platz:

1 M. IV. Platz: 0,50 M.

Wagenkarte: 10 M.

---

**Vorverkauf** von Rennbahnbillets, Eisenbahnfahrkarten und offiziellen Rennprogrammen im Weltreisebureau „Union“, Unter den Linden 22, und Kaufhaus des Westens, Tauentzienstr. 21—24.

---

Eisenbahn-Fahrpläne in den Tageszeitungen und an den Anschlagssäulen.

**Alleinige Anzeigen-Annahme der Wochenschrift „Die Zukunft“** nur **Max Kirstein** Berlin SW. 68, Margaretenstr. 59. Fernspr. Amt Zentrum Nr. 108 09, 108 10.  
*Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zelle 1,20 Mk., auf Vorzugsetzen 1,80 Mk.*

# Galamander

## Die deutsche Weltmarke



JOE  
KOE

Einzig in feiner Art

# Wagners Saar-Riesling

Centralverkaufsstelle für Deutschland: Berlin W.30.

Für Inserate verantwortlich: D. Graf, Druck von Vogt & Geisler G. m. b. H. Berlin W. 37.